Maerz 1949



DER MARIENBOTE



Marianischer Missionsverein

Wie uns aus Rom berichtet wird, verbreitet sich der Marianische Missionsverein in aller Welt in immer größer werdenden Tempo. Im verarmten, hungernden Deutschland allein zählt der Missionsverein bereits weit über achtzigtausend Mitglieder. In Frankreich, Canada und die Vereinigten Staaten, Holland, Belgien, Spanien, Italien, Polen, Oesterreich — überall findet man ihn. Der Marianische Missionsverein ist ein Weltverein, bestätigt und gesegnet vom Heiligen Stuhl und vom Heiligen Vater selbst ausgerüstet mit reichsten Ablässen und Vorzügen.

Gegründet wurde der Marianische Missionsverein im vorigen Jahrhundert. Zweck dieses Vereines war seit Anfang die Unterstützung der Erziehung von Missionspriesterstudenten gewesen.

Diesen Zweck hat der Verein heute immer noch. Durch die täglichen drei ‚Gegrüßet seist du Maria', dem Pflichtgebet der Mitglieder, und durch den Jahresbeitrag soll den Oblatenmissionaren geholfen werden, neue Kräfte heranzubilden, die hier zuland oder in den Missionsgebieten der katholischen Kirche Christi Kreuz predigen. Für diese Opfer wird für alle Mitglieder an jedem Tage des Jahres wenigstens eine heilige Messe gelesen. Dazu kommen außergewöhnliche Messen, wie zum Beispiel die heiligen Messen, die der Generalobere der Oblaten von der Unbefleckten Jungfrau Maria in der Meinung des Vereins liest, und auch die besonderen Novena-Messen, die für die um den Marienboten gruppierten Mitglieder des Vereins von Zeit zu Zeit geopfert werden. So eine Meß-Novene findet zum Beispiel vom 17. bis zum 25. März dieses Jahres statt.

Die Aufgaben des Vereines werden immer größer und immer drängender. Die Kirche braucht Missionare — die Ernte ist reif, wo aber sind die Arbeiter?

Helfen Sie uns, dem Herrn diese Arbeiter beizubringen.

Schreiben Sie an den Direktor des Vereins:

H. Krawitz, O.M.J.
St. Peter's Rectory, Cosine, Sask.

Der Marienbote



Monatsschrift für die katolische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Battleford. Adresse: „The Marian Press“ Box 249, Battleford, Sask., Canada. Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — Box 249 Battleford, Sask., Canada. — Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

17. Jahrgang März 1949, North Battleford, Sask. No. 6

Dies und Das

Fastenzeit. Jetzt ist es wieder einmal Zeit, an das Haupt voll Blut und Wunden zu denken, und auch an die Seele, für die Jesus Christus sich hingegeben hat. Beide sind zu sehr in Vergessenheit geraten. Nicht nur jenen sind sie fremd geworden, denen Himmel und Hölle heute nichts mehr gelten, sondern auch uns, die wir uns noch zum Glauben an die Lehren des Christentums bekennen. Die Namen sind uns ja wohl immer noch bekannt. Wir wissen, daß in uns eine Seele atmet, deren Sterben niemals kommen wird.

Der Sinn jedoch, der im Namen Jesus Christus und im Worte Menschenseele glüht, ist nicht mehr ganz in unseren Herzen. Das Herz kennt ja nur, was es so ganz richtig liebt. Daran denkt es, darüber sinnt es, dorthin ziehen seine Wünsche und seine Verlangen.

Voll sind ja auch unsere Herzen. Voller Wünsche sind sie und voller Ungeduld, das Ersehnte zu erreichen. Es ist nur so, daß nicht der Heiland der Ersehnte ist. Unsere Interessen sind anderswo. Die Welt ist ja doch so groß und so weit, und alles in ihr spricht vom Leben, vom guten, freudenvollen, sorgenlosen Leben. Vom Leben, das wir nie erreichen können und das wir doch so gerne besitzen möchten.

Immer wieder versucht der Mensch, ob es nicht doch möglich wäre, das verlorene Paradies zu erreichen. Auch der Gläubige glaubt nicht ganz an den Fluch, den Gott über die Welt gelegt hat, die Adam nach seinem Sündenfall betrat. Auch der Gläubige glaubt nicht ganz, daß es dem Herrn bitterster Ernst war, als er sprach: „Der Erdboden soll deineswegen verflucht sein. Mit Mühsal sollst du dich von ihm nähren alle Tage deines Lebens. Dornen und Disteln soll er dir tragen. Im Schweiße deines Angesichtes wirst du dein Brot essen, bis du zur Erde zurückkehrst, von der du ja genommen bist, denn Staub bist du, und zum Staube mußt du wieder zurück.“

Wenn wir nur Geld hätten, wenn die Völker nur einmal wirklichen Frieden gäben, wenn wir nur einmal die richtigen Männer in der Regierung sähen und Verdienst und Kauf im gerechten Verhältnis ständen, dann würde es endlich doch gehen. Dann muß es gehen. Und dann muß sie auch wirklich da sein, die schöne Zeit des goldenen Jahrhunderts.

So denken wir, so streiten wir, immer hoffend und immer vollster Gewißheit, daß es einmal doch gut werden muß. Trotz aller Worte der Bibel über Dornen und Disteln und Mühsal und Schweiß.

Wird es kommen?

Wir wissen, nicht jede Ungerechtigkeit auf Erden ist von Gott geplant. Gott plant überhaupt keine Ungerechtigkeiten. Er sinnt nur Gerechtigkeit und Er hat uns das Gebot gegeben, Ungerechtigkeiten auf christlichen Wegen zu verhüten. Darum ist es

nicht sündhaft, daß der Gerechte nach Gerechtigkeit schmachtet und daß auf Erden für Gerechtigkeit gekämpft wird.

Aber — ist uns wirklich nur Gerechtigkeit im Sinne, oder geht es uns nicht nur um das Wohlergehen auf Erden? Gerechtigkeit muß immer zwei Wege gehen, der erste Weg kommt aus dem Menschenherzen und geht zum Mitmenschen, der andere kommt aus demselben Herzen und steigt zu Gott hinauf. Steigt zu Gott hinauf in wahrstem Glauben an alles, was Gott gesagt hat, und in demütigen Willen der Unterwerfung unter das Wollen und Wünschen des Dreieinigen.

Es steigt zu Gott hinauf im Glauben und in Demut.

Da steht im Heiligen Buche geschrieben, daß der Herr zum Weibe sprach: „Zahlreich werde ich machen die Beschwerden deiner Mutterschaft; in Schmerzen sollst du Kinder haben und doch wirst du nach deinem Manne verlangen, der dich beherrschen wird."

Das ist der über Eva und über alle nach ihr geborenen Frauen gesprochene Fluch. Nur eine einzige war davon ausgenommen, und das war die jungfräuliche Maria, die Mutter des Herrn. Alle anderen müssen in Beschwerden ihre Mutterschaft tragen. Keine medezinische Wissenschaft wird das je ändern können, so wahr dieser Fluch über unserer Erde liegt.

Und genau so wahr wie dieser Fluch besteht, so wahr ist auch alles, was der Herr von den Dornen und Disteln gesprochen hat, und von der Mühsal und dem Schweiß, in denen der Mensch sein Brot essen wird, so lange er lebt auf Erden.

Wo sind sie aber, der Glaube und die Demut, mit denen sich der Mensch diesem Fluche beugen soll? Wo sind sie, der Glaube und die Demut, mit denen gerade der Gläubige diesen Fluch tief im Herzen und im Sinne tragen soll?

Es kam der Schmerzensmann, uns zu erlösen. Und in der Heilige Schrift steht geschrieben, daß der Mensch etwas in sich sterben lassen muß, durch schmerzhafte Kreuzigung zum Sterben bringen muß, falls er Erlösung finden will.

Aber das ist ja gerade: Wir wollen nichts in uns zum Sterben bringen. Und gerade das, was sterben muß, ist uns ja das Liebste. Eigenwille, Stolz, sündhafte Freuden an dieser Welt, Habsucht, Rechthaberei — das alles ist uns lieb und teuer. Ohne das, meinen wir, müsse uns das Leben zur Pest werden.

Wer möchte arm sein wollen? Wer möchte sich wie einen Bettler behandeln lassen? Wer möchte immer und überall der Allerletzte sein wollen? Wer findet Freude daran, wirklich tiefe Freude, Gebete zu suchen, in denen er seinem Herrn für Leid und Verdemütigung, für Not und Nacht danken kann?

Die Welt ist so groß und so weit, sie ist so stolz in ihrem Glanz und in den Menschen, die in diesem Glanze leben. Und da möchten wir mitmachen. Aus ganzem Herzen und aus ganzer Seele mitmachen. Wenn es der eine hat, warum soll ich ausgeschlossen sein? Wenn es denen dort gut geht, warum soll ich da ruhig in der Ecke meines Elends sitzen bleiben und zuschauen? Die Welt ist nicht nur für diese und jene, ich habe auch noch etwas zu sagen, und weiß der Himmel ich werde es sagen, wenn ich einmal Gelegenheit dazu finde!

Reich an Verlangen nach dem Weltlichen — und arm an Gott! Reich an Wünschen nach irdischen Gütern, und arm, erschreckend arm an Wünschen nach den Gütern der Gnade und des Lebens Gottes — so sind wir geworden, wir, die Christen des zwanzigsten Jahrhunderts, denen Heiligkeit nicht mehr viel in Rechnung steht.

„Gedenke, Mensch, daß du Staub bist und wieder zum Staub zurück mußt." Gedenke Mensch, daß du andere Dinge wegen erschaffen und erlöst wurdest. Vergiß diese Dinge nicht. Du könntest eines Tages mit Schrecken entdecken, daß der größte Betrüger in deinem Leben — du dir selbst gewesen bist.

Laß dir dein Haupt mit geweihter Asche bezeichnen, und gehe in dich.

So wahr ein Gott lebt: Was du willst, muß dir zum Fluche werden, wenn du nicht Gott vor allen anderen Dingen willst. Wenn du Verlangen nach Gott hast, dann wirst du wissen, wie weit du in deinen Erdenverlangen gehen darfst.

Zum erlösenden Segen wird dir alles, wenn in dir stirbt, was so laut in dir leben möchte, und wenn auflebt, was der Welt und deiner Weltlichkeit verhaßt ist: Die Demut, die alles, selbst Ehre und guten Namen verschenkende Liebe, die Sanftmut, das Verzeihen, und das stille Ertragen aller Verfolgung, der Ehre Gottes wegen.

Faste und büße und bete — vor allen Dingen aber nähere dich wieder deinem Gotte mit der wahren Liebe deines Herzens, auf daß du wieder erkennest das größte aller Güter: Die segnende und beseligende Gnade Gottes des Dreieinigen.

Der Schriftleiter.

Our Family

Die meisten unserer Leser werden wohl den neuen Bruder des Marienboten, die englische Monatsschrift „Our Family" gesehen haben. So mancher wird das Blatt wohl nicht lesen können. Es gibt ja doch immer noch einige unter guten alten Katholiken, die der englischen Sprache nicht mächtig sind.

Es gibt aber noch viel mehr, die nur englisch können. Unsere Jugend liest nichts Deutsches mehr. Sie will englische Zeitungen und Bücher haben. Jetzt haben sie ein englisches, katholisches Monatsblatt.

Was nun? Sollen unsere Marienbotenleser den Marienboten abbestellen, um für ihre Kinder „Our Family" zu bestellen? Nein, das wäre nicht richtig. Der Marienbote darf unter keinen Bedingungen abbestellt werden — sonst haben wir bald kein katholisches Blatt deutscher Sprache mehr in Canada. „Our Family" muß aber bestellt werden, und zwar nicht von Vater und Mutter, sondern von den Kindern selbst. Es sind uns viele Familien bekannt, in denen die Kinder, die großen und Kleinen, ihr Taschengeld zusammenkramen mußten, bis zwei Dollar zusammen waren. Für die zwei Dollar bestellte der Hausvater dann den Kindern das neue Blatt „Our Family". Geld haben die Kinder ja meistens doch, in jeder Familie. Warum sollten sie es nicht für gute, wirklich nutzreiche Dinge gebrauchen? Warum soll der Hausvater immer in die Tasche greifen? Und — warum sollten die Kinder nicht auch einmal etwas Nützliches lesen? Wenn sie nicht gerne lesen, ist es schlimm. Dann muß man sie ans Lesen gewöhnen. Wer überhaupt nichts liest, lernt auch nichts. Höchstens, daß er anderen jene Dummheiten und Torheiten ablernt, die er lieber nicht lernen sollte. Wer gerne liest, dem sollten Hausvater und Hausmutter auch etwas Gutes in die Hand geben. Die „Magazines" mit den vielen Bildern, die unsere Mädchen und Buben da mit aus der Stadt heimbringen, machen keinen guten Einfluß. Sie haben nichts zu lehren, sie haben nur zu schwätzen — und zu weltlichem, unchristlichem Denken zu beschwätzen. Selbst die Farmerzeitungen, die in unsere Häuser kommen, sind kein Segen. Man möge nur lesen, was da alles zum Verkauf angeboten wird. Müssen unsere Kinder wissen, daß es solche Sündensachen gibt? Und wenn sie es schon wissen, ist es da nicht bitter notwendig, daß wir ihnen eine katholische Zeitung in dieHand geben, die ihnen erklärt, was ihnen an Charakter, an Christentum, an Glauben und an Sitten schaden kann? Das und vieles andere mehr?

„Our Family" sollte von jeder katholischen Familie bestellt werden. „Haltet am Glauben", haben viele der Alten auf ihrem Sterbebette ihren Söhnen

---

Aus der Nachfolge Christi

Nicht jedem Worte und Einfalle ist zu trauen; vielmehr soll man jeglich Ding sorgfältig und ohne Uebereilung vor Gott erwägen. Von anderen glauben und reden wir viel lieber Böses als Gutes, so schwach sind wir. Vollkommene Menschen aber glauben nicht leicht eines jeden Rede; denn sie wissen, daß menschliche Schwäche zum Bösen neigt und sich oft in Worten verfehlt.

Große Weisheit bekundet, wer im Handeln weder voreilig ist, noch hartnäckig auf der gefaßten Meinung besteht. Wer weise, schenkt auch nicht jedem sofort Glauben. Und was er gehört und geglaubt, plaudert er nicht alsbald vor anderen. Mit einem klugen und gewissenhaften Menschen suche dich zu beraten. Gehe lieber bei einem in die Lehre, der besser unterrichtet ist als du, als daß du deinen Einfällen fogst. Fromm leben macht weise vor Gott und erfahren in vielen Dingen. Je demütiger eines Menschen Herz und je vollkommener er sich Gott unterwirft, desto weiser und ruhiger bleibt er in allen Vorfällen.

und Töchtern gesagt. Damit wollten sie noch einmal auf das teuerste Erbteil hinweisen, daß sie ihren Nachkommen hinterlassen konnten.

Heute müssen sich viele Väter und Mütter über das Grab hinaussorgen: Werden meine Kinder bleiben, was unsere Vorväter waren? .

Sie werden es bleiben, wenn wir, die Aelteren, die Erfahrenen, uns um die Lebendigkeit ihres Glaubens sorgen. Jugend sieht nicht weit, sie ist leichtsinnig. Das Alter kennt das, und das Alter hilft der Jugend, worin sich die Jugend selbst nicht helfen zu können scheint.

Geben wir ihr ein katholisches Blatt in die Hand, das Blatt „Our Family". Man schreibe nur an: „Our Family", The Marian Preß, Battleford, Sask., Box 249. Das neue Blatt kostet zwei Dollar per Jahr.

Der Marienbote hat fast siebzehn Jahre lang warten müssen, bis er zu diesem Bruder gekommen ist. „Our Family" wird größer werden als der Marienbote ist. Er wird halt viel mehr Leute finden, die seine Sprache verstehen, als der deutsche Marienbote. Das heißt nun aber nicht, daß der Marienbote bereits altersschwach sei. Er ist immer noch bei Kräften und hofft in seiner bescheidenen Weise noch recht lange Jahre seinen Lesern dienen zu können. Wolle Gott dieses Hoffen segnen.

Wir fügen noch ein kleines Brieflein bei, das uns jemand aus San Antonio, Texas, geschrieben hat.

San Antonio, den 18. Januar 1949.

Lieber Schriftleiter: Einliegend finden Sie fünf Dollar als Lesergeld, vorausbezahlt bis 1950, für den **deutschen** Marienboten. Erlauben Sie mir Ihnen bei dieser Gelegenheit aus ganzem Herzen zu gratulieren. Der **deutsche** Teil des Marienboten ist hervorstehend. Ich lüfte meinen Hut in Hochachtung von Männern wie (der erste Name soll nicht genannt sein) und Pater Joseph Schneider, O.M.I., deren deutsche Schriftstellerarbeiten von größtem Werte sind. Ich will weiter Leser des **deutschen** Marienboten bleiben. Ihnen noch viel mehr Erfolg wünschend — A. L., San Antonio, Texas.

Der Marienbote ist also doch kein „Käseblatt" — freut sich der Schriftleiter jetzt. Möge „Our Family" ihn noch übertreffen.

Des Pfarrers Predigt an sich selbst

Ein Pfarrer muß sein
Ganz groß und ganz klein;
Vornehmen Sinn's wie aus Königsgeschlecht,
Einfach und schlicht wie ein Bauerknecht;
Ein Held, der sich selbst bezwungen,
Ein Mensch, der mit Gott gerungen;
Ein Quell von heiligen Leben,
Ein Sünder, dem Gott vergeben;
Ein Herr dem eigenen Verlangen,
Ein Diener den Schwachen und Bangen;
Vor keinem Großen sich beugend,
Zu den Geringsten sich neigend;
Ein Schüler vor seinem Meister,
Ein Führer im Kampf der Geister;
Ein Bettler mit flehenden Händen,
Ein Herold mit goldenen Spenden;
Ein Mann auf den Kampfesstätten,
Ein Weib an den Krankenbetten;
Ein Greis im Schauen,
Ein Kind im Trauen;
Nach Höchstem trachtend,
Das Kleinste achtend;
Gestimmt zur Freude,
Vertaut dem Leide,
Weit ab von Neide;
Im Denken klar,
Im Reden wahr;
Des Friedens Freund,
Der Trägheit Feind;
Feststehend in sich.
Ganz anders als ich.

Fastenzeit

P. Jos. Schneider, O.M.J.



Mich Dürstet.

Vorbei ist die Weihnachtszeit mit ihrem Engelgesang über schweigenden Fluren und ruhenden Herden; mit ihren lieblichen Idyllen von Bethlehem und Nazareth und dem 12 jährigen Jesusknaben im Tempel zu Jerusalem. Die Messe von Septuagesima hebt an mit tränenschweren Seufzern. Das Brevier des Priesters gibt uns den Grund dafür an. Vor uns geistert die Sünde als dunkle Großmacht in der Urgeschichte der Menschheit.

Wie traurig nimmt sie sich aus im Falle der Stammeltern. Wie ein furchtbarer Hagelschlag verwüstete sie die Paradieseswelt. Und die bittersten Folgen ließ sie hinter sich zurück: lebenslange Arbeit im Schweiße des Angesichts; Dornen und Disteln in Gärten und Feldern; Verurteilung zu Siechtum und Tod. Und dieser Tod bedeutete für uns nicht nur das leibliche Sterben sondern einen lebenslangen todähnlichen Zustand als Ergebnis der 4 erbsündlichen Wunden in der Menschennatur:

eine unbegreifliche Abneigung gegen himmlische Dinge;

ein unseliger Hang am Irdischen bis zur Verhärtung gegen das göttliche Geheimnis;

ein beschwerender Drang zum Uebermaß in sinnlichen Genüssen;

eine lähmende Feigheit zum sittlichen Kampf.

Alle Jahrhunderte legen in erschreckender Klarheit dar, wie dieses bittere Erbe der Völker sich auswirkt; wie ein unheilbares Fieber und ein schweres Bleigewicht an den Füßen zieht es sie immer wieder ins Verderben hinab.

Die Geschichte Noe's (am Sonntag Sexagesima) beweist es. Sie zeigt das langsame Versinken der Menschheit in Gottlosigkeit und ungezügelter Geschlechtslust. Die Geschichte Abraham's (auf Quinquagesima) obwohl in sich ein lichter Meilenstein zum Welterlöser hin, zeigt wesentlich dasselbe Bild. Der leuchtende Glaube des Patriarchen, lieblich wie der Morgenstern, steht umdüstert von himmelschreienden Laster von Sodoma und Gomorrha. — Ist es zu unsern Zeiten etwa anders? Leider nicht! Das traurige Zeitgemälde Noe's und Abraham's scheint sich dauernd zu wiederholen.

Angesichts dieser Tatsachen verstehen wir das Stöhnen des Introitus von Septuagesima: „es umtoben mich die Qualen des Todes und die Schrecken der Unterwelt umfangen mich . . ." Wir verstehen die Seufzer von Sexagesima: „unser Leib ist an die Erde gekettet; erhebe dich, o Gott, und erlöse uns!"

Doch was hilft uns alles Jammern und Trübsalblasen! Das ist nicht die Lösung des schweren Problems. Wir müssen uns aufraffen zu ehrlicher Kampfesarbeit. So mahnt uns der hl. Paulus in der Septuagesima-Epistel. Er tut es in der zündenden Sprache der berühmten griechischen Wett-

kämpfe in der Rennbahn. „Laufet so, Brüder, daß ihr den Preis erlanget!" Und er stellt sich selber allen zum anspornenden Vorbild hin: „Ich tue keine Luftstreiche sondern züchtige meinen Leib, damit ich, wenn ich andern gepredigt habe, selber nicht verloren gehe!"

Der Heiland verstärkt die Aufforderung Seines Apostels im Evangelium desselben Sonntags. „Was steht ihr den ganzen Tag müssig! Geht und schafft in meinem Weinberg!"

Je früher wir uns im Leben dazu entschließen, desto besser! Besser in der dritten Stunde als in der sechsten, neunten oder elften! Unbedingt muß es dazu kommen in der zwölften. Sonst würde es von uns heißen wie von Judas: Besser wäre es für ihn, er wäre nicht geboren! Ja, du magst dich bisher benommen haben wie Paulus und Magdalena, wie Nikodemus oder der Schächer am Kreuz, der sich in letzter Minute besann. Aber niemals und unter keinen Umständen darf es von dir heißen: Zu spät! Also besinne dich. Du kannst nicht zeitlebens hin und her schwanken zwischen Gott und der Welt; zwischen Christus und Satan; zwischen unbezähmter Leidenschaft und züchtiger Liebe. Es kommt für jeden einmal die Stunde, da er wollen muß (Ozanam):

„Einmal hemmt in deinem Leben
Christus sicher dir den Weg.
Zwingend tritt Er dir entgegen!"

Also auf zum Kampf! Und zur Durchführung des Entschlußes die Waffen des Geistes benutzt! Ist nicht die Gnade Gottes bei uns? Lausche und staune in der Sexagesima-Epistel, wie Paulus hat streiten müssen. Er flehte um Erlösung von seinem scheinbar erdrückenden Leid und erhielt die Antwort: Es genügt dir meine Gnade.

Der Glaube bietet uns wunderbare Hilfsmittel in unsrer Seelennot. Da ist der Same des Wortes Gottes (Evang. v. Sexagesima). Laß ihn dir in die Seele streuen. Bring ihn zum Keimen und zu 100 fältigem Fruchtansatz. Er spielt die Rolle des goldenen Weizens gegen das widerliche Unkraut in deiner Seele. Laß den Weizen hochkommen und das Unkraut verkrüppelt von selber!

Und dann die bewußte und planmäßige Pflege der Liebesenergie, die seit der Taufe in unsrer Seele schlummert. Sie ist das Allheilmittel gegen angeborenen Schwäche und Mutlosigkeit. Jesus zeigt uns ihre Macht und Größe im Quinquagesima-Evangelium. Wie barmherzig, herablassend und mitleidig verfährt Er mit dem blinden Bettler! Und wie kraftvoll und ohne Zögern zieht Er Seinem eigenen Leiden entgegen! Er sah es voraus in all den Einzelheiten seiner körperlichen und seelischen Qualen. Aber Er weichet nicht zurück; Er geht ihm entgegen. „Sehet, wir gehen hinauf nach Jerusalem, und es wird sich alles an mir erfüllen was die Propheten vom Menschensohn voraus gesagt haben . . . "

Sankt Paulus singt in der Epistel desselben Sonntags der Liebe Hochgesang. Er preist ihre königliche Würde und Majestät. „Wenn ich mit den Zungen der Engel rede, habe aber die Liebe nicht, so bin ich nichts . . ."

Er nennt sie ob ihrer Fruchtbarkeit und Wirksamkeit die Wurzel und Mutter aller Tugenden. „Die Liebe macht geduldig, langmütig, selbstlos; sie glaubt alles, und duldet alles".

Er weißt hin auf ihre unsterbliche Dauer. „Der Glaube geht über in Schauen und die Hoffnung in Besitz; die Liebe währet immmerdar".

Im Schwung der Begeisterung erhebt er sie über sogar über die Charismen (Wundergaben) des Hl. Geistes. Denn sie gibt der Seele, was weder die Gabe der Krankenheilungen noch die Gabe der Prophezeiung ihr verleihen kann. Sie ist für sie die Lösung aller Schwierigkeiten.

Welche Meisterin in der Seelenkunde doch die Hl. Kirche ist! Nicht plötzlich und unerwartet wirft sie ihre Kinder in die Bußzeit vor Ostern hinein. Nein, sie nimmt sie als kluge Mutter bei der Hand und führt sie langsam voran. 2½ Wochen nimmt sie sich dafür, von Setuagesima bis Aschermittwoch. Schritt um Schritt setzt sie uns sozusagen den Kopf und das Herz zurecht. Zeigt uns die Notwndigkeit des Kämpfens und Betens, des Lesens und Predigthörens, die Macht der Gnade und Wirksamkeit des hl. Liebesfeuers in der Seele. Und dann erst streut sie uns geweihte Asche auf die Stirn und sendet uns mit dem Heiland hinein in die Wüsteneinsamkeit und Hungerpein der 40 tägigen Fastenzeit.

„Der Herrgott läßt im Wellengang der Zeiten Bedrängnisse zu, damit der Geist immer wieder erneuert und für das Kommen des Reiches Gottes geöffnet werde."

Die verkehrte Welt

Zum vierten Fastensonntag.

von Johannes Hatzfeld.

„Mein Gott!" rief Schultenmutter aus, „da steht's wieder, daß sie in Amerika ihre Lokomobilen mit Weizen gestocht haben. Jesus, Jesus, was fällt denn den Leuten eigentlich ein? Das liebe Brot! Unsere Mutter selig hat uns immer gesagt, Brotwegwerfen, das sei Sünde getan, und im Evangelium steht: ‚Sammelt die übriggebliebenen Stücklein,' weil's der Herr nicht hat ansehen können, wenn mit der Gottesgabe geaast ward, und nun muß man auf seine alten Tage sowas erleben! In Rußland und in China verhungern die Menschen, und in Amerika tun sie mit dem Brote wie unser Nachbar selig, wenn er besoffen war! Kann das denn der Herrgott überhaupt noch ansehen?"

Schultenvatter sah von seinem „Leo" auf und lächelte ein wenig. Er konnt' es wohl leiden, wenn Mutter so ins Temperament schoß, wozu ihrem redlich treuen Herzen häufig genug die Gelegenheit kam. Dann legte er das Blatt auf den Tisch und fragte: „Sag mal, womit, meinst du denn, sollen die Farmer in Amerika ihre Lokomobilen heizen?" „Frag nicht so närrisch," erwiderte Schultenmutter, „mit Kohlen doch. Du bist doch auch nicht hinter Posemuckel her!" Schultenvater blieb ruhig und wandte ein: „Wenn sie nun aber keine Kohlen kaufen können?" Schultenmutter wurde stutzig: „Was sagst du da? Im reichen Amerika keine Kohlen kaufen könne? Mach dich nicht lächerlich! Sollen doch ihren Weizen verkaufen, dann h a b e n sie Geld." „Wenn sie nun aber keinen Weizen loswerden können, weil in Amerika fünfmal so viel davon wächst, als sie da selber brauchen? Ha?" Schultenmutter blieb plötzlich der Mund offenstehen. Und erst nach einer Weile kam es langsam und gedehnt: „Ih—ja, das ist denn doch . . . "

Schultenvatter hielt damit den Fall für erledigt und wollte wieder zum „Leo" greifen. Aber Schultenmutter hatte sich bedacht und meinte: „Und es ist doch Sünde getan; dann sollen sie lieber ihren Ueberfluß den Chinesen s c h e n k e n." Schultenvatter lächelte wieder: „Da muß er aber doch erst gedroschen sein, und dazu brauchen sie wieder Kohlen, und dann fängt die Geschichte wieder von vorne an. Und", fuhr er unerschütterlich fort, „wer soll die Fracht nach China bezahlen? Die Farmer haben kein Geld und die Chinesen auch nicht." Da wurde Schultenmutter wütend und platzte heraus: „So sollen sie die Völkerbundskiste in Genf verkaufen und davon die Fracht bezahlen.

Jetzt rückte Schultenvatter seinen Petzel. Wenn Mutter in diesem Stadium war, dann wollte sie vorsichtig angefaßt sein. So sacht wie möglich gab er zu bedenken: „Wer soll denn ein so großes Haus kaufen? Sag mal? Und selbst, wenn es möglich wäre, so wäre nur erst der Not e i n e s Tages gesteuert. Du weißt ja aber selber, wieviel Tage das Jahr hat." Dann nahm er eine Prise und sagte: „Na, Mutter, nun setz dich mal. Wir wollen das Ding mal in Ruhe betrachten." Das tat Schultenmutter denn auch, und gern, denn die Eregung war ihr etwas in die Beine geschlagen. „Nun sag doch in aller Welt, Franz, was ist das? Gibt's denn da gar keinen Ausweg? Hat da unser Herrgott seine Kinder so reichlich bedenken wollen, und nun sollen doch ihrer Tausende verhungern? Da sollt' man ja schreien können, — und du sitzest da wie ein Stockfisch!"

„Na, na, na, Mutter, langsam mit den jungen Pferden! Hab' ich denn etwa gesagt, daß meinetwegen die halbe Welt verhungern solle? Hab' ich je gefragt: ‚Wohin damit?' wenn du mit einem halben Pünsel Korn zur Hintertür hinausgegangen bist? Wußte schon gut, wer es kriegte, und's war recht so. Aber dies andere? Was ist das? fragst du. Ja, siehst du, jetzt merkst du erst mal richtig, wie sehr die Welt durcheinander ist, und daß es viel schwerer ist, sie wieder in die Reihe zu bringen, als sich das einfache Gemüter vorstellen. Wirtschaftskrise nennen das die Gelehrten. Aber davon haben wir nichts, daß das Kind einen Namen hat. Und der eigentlich richtige Name ist das auch nicht einmal. Die Wirtschaft ist deshalb



auseinandergeraten, weil der Geist auseinandergeraten ist." „Hab' ich schon gemerkt," warf Schultenmutter ein. „Na, siehst du, da sind wir ja wieder einig," fuhr Schultenvatter fort. „Im Grunde ist es dies: Die Menschen haben als letzten Maßstab, an dem sie alles messen, das Geld und den Profit angenommen und haben dem richtigen Maßstabe ‚Liebe deinen Nächsten wie dich selbst' den Abschied gegeben. Und das Ende von dieser Entwicklung ist das, worüber du dich eben aufgeregt hast. Die Farmer haben jetzt einen Widersinn zu tragen und zu tuen, an dem sie gewiß auch selber, aber bei weitem doch nicht allein, Schuld tragen. Darum können sie es auch nicht allein wenden und können nicht allein aus ihrer Zwangslage kommen. Hier kann nur eines helfen, daß die ganze Welt sich einmütig wieder zum rechten Maßstab bekennt und die Verantwortung für den Menschen und Mitbruder wieder an den Mittelpunkt ihres Denkens und Handels setzt, wie das Christentum es fordert. In dem Augenblicke werden sie sofort die Wege sehen, die zu gehen sind, um der armen Menschheit zu helfen."

„Und bis das geschieht?" fragte Schultenmutter. „Legen wir", sagte ihr Gegenüber, „nicht etwa die Hände in den Schoß, sondern tun in unserm kleinen Kreise, was uns möglich ist. Staat und Kirche haben zum Wohltun aufgerufen. Je mehr der einzelne da tut, desto stärker wird in ihm das Verantwortlichkeitsgefühl, und desto stärker wirkt sein Beispiel auf die andern. Das Ding muß von den einzelnen her angepackt werden. Im Anfang des Christentums hat's auch mit zwölf Leuten gehen müssen. Meinst du nicht auch, daß es schon viel wär, wenn heute in jeder Gemeinde diese zwölf Leute wären, die nicht geben, weil sie sich schämen müßten, wenn sie nicht gäben, sondern weil ihr Herz und ihre Verantwortung sie dazu treibt? So kann nur der rechte Geist wachsen und sich verbreiten. Weiß nicht, ob wir den Tag erleben werden, wo die Welt wieder anders ist und es ihr infolgedessen wieder besser geht, aber der Herrgott verlangt, daß wir das Unsere dazu tuen und das andere *seine* Sorge sein lassen."

Es wurde still in der Stube. Nach einer Weile sagte so ganz sachte Schultenmutter: „Du, Franz, meine gute Meinung für nächste Woche weiß ich."

„Ich auch," sagte Schultenvatter.

vom
Schusterseppel



Liebe Leit.

Heit muß ich Eich weiterverzähle, wie daß es mir gange is, als ich zu die Pauline gange bin, um ihre Hand zu freie. Ihr werd's Eich noch erinnren, wie daß ich Eich im letzten Marienbot verzählt hob, daß ich eine gude impression uf die Pauline mochen wollt. Aus soller Ursach hob ich mir gedenkt, daß ich Handschuh hobe muß. Ich hob mir auch solle gekauft, und in der letzten Minute hob ich zum meinem Leid und Schreck discovered, wie daß einer von die Handschuh gut wor, und der anre viel zu groß, vonwege weil das Madel im store mir den falschen Handschuh eingewicklet hot.

Es is sollermole kein Zurieck net mehr gewest. Es is Sunntag gewest, wo alle stores geschlosse sein, und ich hob dem Voter von der Pauline Wort h'niebergeschickt, wie daß ich an sollen Sunntag da sein werd.

Vonwege meine große Gescheitheit hob ich mich erinnret, wie daß einer von die russische Unneroffiziere immer seine Hand uf den Rücken geholte hat, was sehr gut ausgeschaut hot und auch zu meine hübsche Figur gepaßt hot. Ich hob solle gesture vor dem mirror gepractised und hob ausgefunde, wie daß ich den großen Handschuh trage kann, ohne daß die Pauline was merkt. Und die impression werd sehr gut sein. Ich hob auch eine bottle perfume bei mich g'hat, was ich der Pauline als present mitnehme wollt.

Mit die neue Handschuh im Sack und auch mit dem perfume hob ich an sollem Sunntag eingespannt und bin zum Frangler Joseph gefohre, was im Unnerdorf gewohnt hot und der rechtmäßige Voter von der Pauline gewest is.

Ich kann mich noch gut erinnre, liebe Leser und Leserinnen, daß es ein schöner Sunntag gewest is. Meine Handschuh hob ich im Sack g'hat, vonwege weil ich die erscht vor der Pauline ihr Haus hab anziehen gewollt.

So bin ich denn ins Unnerdorf gefohre und hob mir gut überlegt, wie daß ich die Pauline anspreche soll, um eine gude Liebschaft anzufange.

Zwischen unsrem Oberdorf und dem Unnerdorf is eine Stelle gewest, wo die road keine Häuser net hot, vonwege weil dort Bäume gestanne hen. Wie ich grad unner die Bäum gewest bin, da, uf eimol, sein doch so an die acht Bube vom Unnerdorf dahersprunge komme. Ich, wenn ich die g'sehn hätt, ich hätt sie alle verschloge, denn ich war einer von die stärkste Bube, was sich vor keinem net gefürcht hot. Ober, sie sein hinnerlistig komme und hen mir gleich iber den Kopf geschloge, das ich vom Wagen gefolle bin. Und wie ich runnergefalle war, das is mir doch mein perfume aus dem Sack gerollt.

Die Bube vom Unnerdorf sein alle ieber mich her und hen geschrien: „Keiner von eich Oberdörfler werd uns ein Madel wegholen." Und wie sie so gekchrien hen, da hen sie mich ober verschloge, uf den Kopf, uf mein Aug, in die Rippen, und nochher uf die Schunke, und dann hen sie das perfume genomme und hen die ganze bottle ieber mein Kopf und ieber den ganzen suit vergosse.

„So", hen sie g'sogt, „jetzt kannst freien geh". Und dann sein sie fortgesprunge. Ich, wenn ich mein judgement gejust hätt, wär gleich hamgange, fier um mich herzurichte. Ober desch hen mir Rußländer, mir hen einen guden Glauben, und mir hen einen arg dicken Schädel, was net nochgebe tut, und wenn's der heilige Gabriel wär, besundersch wenn mir in der Wut sein. Und in der Wut bin ich sollermole gewest.

„Eich werd ich noch", hob ich hinner die Bube hergeschrien, „und wenn's ihr mich totschlogt, dann werd ich doch um die Pauline freien!"

Schnell hob ich mich hergericht, und vonwege weil ich kein mirror net bei mir g'hat hob, aus soller Ursach hob ich net bemerkt, wie daß mir das Auge und die Lippen verschwollen gewest sein. Das anre Aug is ganz blau gewest, was ich auch net gewißt hob. Und dazu hob ich noch von dem perfume gestunke, wie keine von die feine ladies aus der Stadt nach perfume stinke tut vonwege der simple reason, weil keine lady net eine ganze bottle von perfume uf eimol jusen tut.

Desch alles hob ich in meiner Wut und stubborness net beobacht. Ich hob mir nur den Staub aus dem suit geschloge, hob in die Händ gespuckt und mir das Haar zurechtgelegt, dann bin ich wieder uf das Gespann und bin zur Pauline ihrem Vater h'nieber.

Ich bin gornet weit in die yard h'neingefohre, vonwege weil ich net wollt daß mich jemand watchen tut, wenn ich die Handschuh ieberzieh. Gleich wo man in die yard fahrt, hob ich die Roß angeholte, bin vom Wagen h'nab, dann hob ich mir die Handschuh angezogen, hob die eine Hand hinner meinen Rücken gelegt, wie ich es gepractised gehabt hob, was ja eine Hinnerlist gewest is, vonwege weil die Pauline net den zu großen Handschuh hot sehen solln, und dann bin ich uf das Haus zugange.

Der alte Frangler Joseph is aus dem Haus komme und uf mich zugange. Er wor aber noch net ganz bei mir, da is er stehn bliebe und is ganz rot im G'sicht worde. Ein poor mol hot er nach Atem geschnappt, dann ober hot er geschrien:

„Desch is der limit!", hot er geschrien, „desch is der limit! Verschloge wie ein Hund, und stinken wie eine Stinkkatz, und das will mein Madel heirote?"

Uf solles Geschrei vom Frangler Joseph is die Mutter aus dem Haus gesprunge, und mit ihr alle vier Madel, vonwege die Neigierde, wißt ihr, was alle Weibsleit ploge tut. Ich hob ja persönlich nix net gegen die weibliche Neigierde, ober in soller Stund hob ich sie grad in die Höll gewünscht, wenn's keine Sünd net gewest wär. Alle die Weibsleit, und auch das Madel meiner so heißen und wohren Liebe, die Pauline, alle hen sie uf mich geschaut, wie als wenn ich der Teifel wär.

Die Mutter von der Pauline hot uf eimol ufgeschrien:

„Voter, der is betrunke. Paß uf, daß er dir nix Unrechtes antut. Der hat was in der Hand uf dem Rücken."

Da is doch der Frangler Joseph uf mich zugesprunge und hot mir die Hand vorgerisse, daß es mir im ganzen Puckel nur so gekracht hot. Mit seine zwei Hände hot er mir meine Hand mit dem zu großen Handschuh gehoite und hot daruf geschaut.

„Bist du verrückt worde?", hot er ieber mich geschrien, dann hot er meine Händ hochgeriesse, so daß alle Weibsleit meinen Handschuh mit die viel zu lange Finger, was wie hotdogs gehange hen, gesehe hobe.

„Seht's da, Madel," hot er geschrien, „schauts eich desch do an."

Ich hob mich gewehrt wie ich konnt, und ich hob gerufe:

„Vetter Joseph, nehmst doch Eire Vernunft unner consideration, desch is ja meine Schuld net. Ich bin ein ehrlicher Bub."

Ober weiter bin ich net komme. Denn der Vetter Joseph hot mir eine gelangt, daß ich mich grad uf den Boden g'huckt hob.

„Meine Vernuft soll ich unner consideration nehme? Du gottloser Heid du, was kein Alter net respected und kein viertes Gebot net kennt. Meine Vernunft unner consideration? H'naus, eh daß ich die Polizei ruf, du Lump, du versoffner."

Wie ich g'sehn hob, daß mein Feldzug geschloge war, do hob ich bei mir gedenkt wie daß es jetz das Beschte wär, das Feld zu räume. Und so bin ich denn ufsprunge und bin h'nieber zu meinem Gespann. Ich bin ober zu arg gelaufe, so hat mir die Scham zugetan. Und weil ich zu scharf gelaufe wor, aus soller Ursach bin ich gestolpret und bin mit dem Gesicht grad vor meine Pferd gefalle. Die Biester sein grad wild worde vor Schreck und sein mit die Vorderbeine hoch. Die hätten mich noch zu Tod geschloge, wenn der Frangler Joseph und eine seine Madel net schnell doherkomme wäre, für um mein junges Leben zu retten. Der Frangler Joseph hot mich mit dem Fuß unner die Pferd weggestosse, das Madel ober hot sich bei mich gekniet und hot mir mit so mitleidige Auge ins G'sicht geschaut, daß mir fast auch das Kreinen komme wor.

„Hen dich unsre Bube verschloge, die Bube vom Unnerdorf?", hot sie mich heimlich gefrogt. Ober

ich, stubborn wie daß ich gewest bin, hen mir gedenkt, wie daß man doch keinem Madel net seine Schand blosstelle darf.

„Niemond net hot mich verschloge", hob ich ieber sie geschrien und hob sie von mich gestosse. Ober das Herz hot mir doch wehgetan, wie solles zu unnerneme uf mich genomme hob.

Anyway, ich hob mich uf den Wagen geschwunge und bin davon, daß der Staub gefloge is. Dahaam hob ich die Roß gleich in den Stall h'neingestellt und bin in die barn gesprunge, wo ich mich verborge gehalte hob, bis daß meine Mutter mich gefunne hot.

„Seppel", hot die ieber mich gesproche, „jetzen ober uf. Der Frangler Joseph is da hier mit seine Pauline. Mir tun alles wiessen. Mir hen in Erfohrung gebracht, wie daß dich die Unnerdorfer Bube verschloge hen. Uf jetzen."

Ich bin auch gleich uf und h'nein in das Haus, wo meine Pauline gestanne hot. Desch ihr mir jetz ober net denkt, daß ich apologized hob, liebe Leser und Leserinne. Ich hob keine chance net g'hat, denn die Pauline, die hot gleich das Regiement und das Komando iebernomme.

„Warum hast kein Wort net g'sogt? Warum tust du so arg nach perfume stinke? Warum hast mich weggestosse? Warum hast ieber mein Voter geschrien?", und noch hundret anre Warum hob ich mir anhöre gemußt. Und die Pauline hot mir auch gleich ganz klor gemocht, wie daß nach der Hochzeit solle Geschichte net mehr vorkomme dürfe.

Anyway, liebe Leit, ich hob alles ieber mich gehn gelaßt, und nochher hen mir Hochzeit g'hat, von was welle Hochzeit ich eich auch noch berichte muß, vonwege weil der Voter g'sogt hot wie daß mir uf den zweiten Tag net tanze dürfe, und mir hen doch getanzt, was arg viel troubles gecaused hat.

Fier uf den heitigen Tog hen ich plenty verzählt, zu eire gude Belehrung, von was welle Belehrung ihr eich ein gudes example nehme sollt. Denn dazu sein mir katholische Leit verpflichtet, daß mir immer das gude example nehme und niemols net das schlechte. Tun mir alle unsre Vernunft unner consideration nehme, dann werd alles gut.

Mit solle Wort grießt eich

Eier Schusterseppel.



Macht des heiligen Josef

Geht alle zu Josef, dem Vater der Armen!
Er stillet den Kummer, er heilet den Schmerz.
Sein Vaterherz glühet von Lieb und Erbarmen.
Fleht innig und öffnet ihm kindlich das Herz!

Seht Josef, Maria, das Kind in der Mitte:
Welch hehres, welch himmlisch entzückendes Bild!
Das Kindlein gewähret ihm huldvoll die Bitte,
Denn Josef fleht liebend und väterlich mild.

Drum eilet zu Josef, er wird euch befreien
Aus Kummer und Aengsten, aus Sünde und Not;
O wollet ein heiliges Leben ihm weihen;
Dann schenket zum Dank er euch seligen Tod.

Gedanken fuer die Fastenzeit

vom Schriftleiter.

Wir kennen die acht Seligkeiten, und vor langer Zeit, als wir noch in den Kathechismusunterricht gingen, haben wir auch etwas von den sieben Gaben des Heiligen Geistes gelernt.

Das war schon lange her. Heute könnten wir die acht Seligkeitn und die sieben Gaben des Heiligen Geistes wohl noch kaum aufzählen. Wenn man so etwas doch vergißt, wozu soll man es da denn eigentlich lernen?

Man soll es lernen, um es zu wissen. Und man soll es wissen, um es benutzen zu können. So haben wir zum Beispiel gelernt, daß die acht Seligkeiten die Hauptgrundsätze des Christenlebens seien, vom Heilande selbst gepredigt. Die sieben Gaben des Heiligen Geistes hingegen sind übernatürliche Befähigungen der Seele, die uns zusammen mit der heiligmachenden Gnade in der Taufe von Gott geschenkt worden sind. Durch sie sind der Seele des Menschen eine besondere Leichtigkeit verliehen, Erleuchtungen und Antriebe des Heiligen Geistes aufzunehmen und ihnen willig zu folgen.

Jesus Christus ist unser größter Lehrer. Was er uns gesagt hat, ist uns von den Aposteln und von unseren Vorvätern überreicht worden. Der Heilige Geist ist dem Heilande gleich, denn Er ist Gott wie der ewige Vater und wie der ewige Sohn Gott ist. Der Vater, der Sohn und der Heilige Geist sind ein einer Gott in drei Personen. Alle drei Personen wirken dahin, uns zu erlösen.

Wie Christus vor zweitausend Jahren die Menschheit gelehrt hat, so lehrt er heute jeden einzelnen von uns durch den Heiligen Geist. Jede Eingebung, Gutes zu tun oder Böses zu meiden, kommt uns nicht einfach nur aus unserem Gewissen, sie kommt uns wirklich vom Heiligen Geiste. Diesen guten Eingebungen willig zu folgen, haben wir von Gott die sieben Gaben des Heiligen Geistes erhalten.

Der heilige Augustinus und der heilige Thomas zeigen uns in sinniger Weise, wie die sieben Gaben des Heiligen Geistes uns auch zur Uebung der acht Seligkeiten stärken.

Die Gabe der Weisheit und das „Selig die Friedfertigen, sie werden Kinder Gottes heißen" gehören zusammen. Weisheit, die von Gott stammt, gibt Frieden und hält den Frieden so reich im Herzen, daß man selbst in schwersten Zeiten auch anderen Frieden bringen kann.

Die Gabe der Klugheit entwickelt sich da, wo die Menschen das Wort kennen: „Selig, die reinen Herzens sind, sie werden Gott anschauen." Herzensreinheit, fromme Keuschheit, öffnet die Augen des Geistes. Wer fleischlich lebt, der sinnt nur fleischlich. Wer rein lebt, der sinnt rein und der sieht das Geistige. Er wird klug. Denn sein geistiges Denken leitet ihn an, in allem, was um uns herum und was mit uns selbst geschieht, Gott zu sehen und zu schauen.

Die Gabe des Wissens führt zum „Selig die Trauernden, sie werden getröstet werden" hin Wahres Wissen zeigt uns die Schrecklichkeit der Sünde und bringt die segenreichste Trauer, die der Mensch auf Erden haben kann: Die Trauer und die Tränen über begangene Sünde.

Die Gabe des Rates gibt uns das rechte Urteil. „Selig die Barmherzigen, sie werden Barmherzigkeit erlangen", lehrte der Heiland. Wer diese Seligkeit besitzen will, muß das Urteil der Liebe — wie es scheint, uns das allerschwerste Urteil — lernen. Wer die Liebe hat, hat Barmherzigkeit, und wer barmherzig ist, wird Gottes Barmherzigkeit finden.

Die Gabe der Frömmigkeit zeigt uns in jedem unserer Mitmenschen das Ebenbild Gottes, das zu achten und zu lieben ist, wie Gott geachtet und geliebt werden muß. „Selig die Sanftmütigen, sie werden das Land besitzen", heißt es in der Bergpredigt Jesu. Selig, deren Frömmigkeit größer ist als Stolz und Selbstliebe.

Die Gabe der Kraft ist notwendig um auszuüben was gesagt ist: „Selig, die hungern und

dürsten nach Gerechtigkeit, sie werden gesättigt werden." In der Gnadenkraft des Heiligen Geistes kommt dem Menschen das Ausharren in jeder Finsternis. Es kommt ihm die Stärke, lieber alle Ungerechtigkeit, alle Verfolgung, alle Verdemütigung zu ertragen als das Gebot der Liebe zu brechen.

Die Gabe der Furcht des Herrn bringt die Seligkeit der „Armen im Geiste". Denn sie leitet an, alles zu meiden, was den Menschen reich an Weltlichkeit, doch arm an Gott macht. Die Furcht des Herrn und die Armut im Geiste sind die erste Stufe zur Weisheit und zur Seligkeit der Friedfertigen.

In der Zeit vor Ostern soll der Christ sich Zeit nehmen, um in sich zu gehen. Um an Gott, Gnade, Seele, Tugend und Sünde zu denken. Fastenzeit ist nicht nur eine Bußzeit für begangene Sünden und auch nicht nur eine Zeit der Vorbereitung auf die Osterbeichte, Fastenzeit ist ganz besonders die Zeit der Gnade und der Tugend. Wer sich, wie die Leute sagen, „ausbeichtet", ist noch lange nicht so groß und so schön vor Gott, wie Gott ihn haben möchte. Neben dem „Ausbeichten" muß noch das „Hineinpflanzen göttlicher Dinge" stehen, das neue, tiefere Glauben, das frohere und lebendigere Hoffen, und vor allen Dingen das größere und übernatürlichere Lieben.

In den Gaben des Heiligen Geistes und in den Seligkeiten der Bergpredigt des Heilandes sind uns ein paar der allerwichtigsten Anleitungen zum Christenleben gegeben. Halten wir doch einmal so ein kleines Stündchen des Nachdenkens über die Gaben des Heiligen Geistes und über die acht Seligkeiten. Warum haben wir sie wohl bis jetzt so wenig gekannt? Warum kam es uns wohl so selten in den Sinn, nach ihnen zu leben? Und — warum sollten wir wohl jetzt nicht beginnen, Ernst mit ihnen zu machen? Selig wollen wir doch alle einmal werden. Seligkeit kommt aber nur durch die Nachfolge des kreuztragenden Heilandes.

Die acht Seligkeiten sind die acht Kreuze, die wir dem Heilande nachtragen sollen. Und die Gaben des Heiligen Geistes sind die Quellen göttlicher Kraft, die uns das Tragen dieser Kreuze möglich und leicht machen. Wenn wir nur wollen.



„Seht die Mutter voller Schmerzen, wie sie mit betrübtem Herzen weinend unterm Kreuze steht." Beten wir zu ihr, um Schutz und Führung. Wer mit gutem Willen und mit ehrlichem Sinn zu Maria geht, dem wird geholfen werden. Und Maria hilft nirgendswo freudiger als dort, wo um größere Frömmigkeit gebetet wird.

„Die Welt liegt im Argen", sagt der heilige Paulus. Im Argen hat auch vieles unserer eigenen Seele gelegen. Am ärgsten ist ja wohl, daß wir ganz und gar vergessen haben, wozu wir eigentlich hier auf Erden sind und weswegen der Heiland für uns starb. Oder wissen wir wirklich noch, daß auch wir, jeder einzelne von uns, Heiligkeit in seine Seele hineinbauen muß? Heiligkeit, Frömmigkeit und große Gottesliebe?

Mutter des guten Rates — bitte für uns!

Die Enten der Pfarrer-Theres

Eine Geschichte aus Durlbach — Von Karl Stöger.

Was der alte Simandl g'sagt hat, hat Hand und Fuß g'habt. Und der alte Simandl — tröst' ihn der liebe Gott—hat allemal g'sagt: „D' Bader san die größten Schlankl auf Gottes Erdboden." Kein Mensch wird glauben, daß der alte Simandle alle Bader von der ganzen Welt gekannt hat. Aber das brauchts auch gar nicht. Den Bader von Durlbach hat er gekannt, und den durch und durch, und dies hat gereicht.

Der Bader von Durlbach war ein Mannsbild, dem der Spitzbub aus dem Auge schaute. So war er ein untersetzter Kampl, eher klein als groß, stumpat, aber ein Luder. Und das Allerschlimmste am Lippö—denn so hieß er allgemein —, ja das Allerschlimmste am ganzen Lippö war sein Mundwerk. Der alte Simandl hat's ihm oft ins Gesicht naufg'sagt: „Lippö, dös sag ich dir, g'storben wennst amal bist, dann müssen dir d' Durlbacher dein Maul noch extra derschlag'n; sonst gibt's koa Ruah." Zuwider war der Lippö überhaupt nöt; die Durlbacher hätten ihren Lippö nicht um viel hergegeben.

Zum Heiraten hat der Lippö vor lauter Bosheit keine Zeit gehabt. Drum blieb er a ledigs Mannsbild. Ist auch viel gescheiter gewesen. Eine Xantippe hätte den Lippö doch nur verdorben.

Am Gesellschaftsabend hat der Lippö nie gefehlt; und wenn er einmal gefehlt hat, dann haben ihn die Durlbacher Stammgäst holen lassen. Der Lippö hat seine Durlbacher mit der Seife eingeseift und sonst auch noch. Er ist ihnen mit dem Rasiermesser im Gesicht herumgefahren, hat die Durlbacher fest bei der Nase genommen, hat sie aber auch an der Nase herumgeführt, und die Durlbacher haben dies nicht immer gleich gespannt.

Am leichtesten zum Rasieren war der Torbäck. Der hatte ein Gesicht wie ein Butterwecken so schön und fast keinen Bart. Rasieren ließ er sich die Woche zweimal. Den stärksten Bart hatte der Herr Pfarrer, und den mußte der Lippö in der Woche dreimal rasieren. Aber am längsten brauchte er beim Bräu. Der schnaufte sich so schwer und bekam mitten unterm besten Rasiergeschäft einen Hustenanfall nach dem anderen, daß der Badersessel nur so ächzte und der Lippö mit dem Schaben aussetzen mußte, sobald ihm der Bräu in den Arm fuhr.

Aber, daß wieder zum alten Simandl zurückkommen! Ein Schlankl ist er gewesen, der Lippö. Geht er da einmal, grad so um Nikolaus herum, aus dem Pfarrhof heraus mit seiner Badertasche unterm Arm. Und Samstag gegen Abend ist's gewesen. Seit einem Tag hat es eine sakrische Kälte; der Erdboden ist gefroren , daß es nur so scheppert. Im Pfarrergarten steht Freiln Theres, des Herrn Pfarrers rührige Haushälterin, und treibt die Enten aus dem Weiher, um sie in den Stall zu bringen. Die Pfarrer-Theres hat sonst ein bißchen Haar auf den Zähnen. Meint der Bader so im Vorbeigehen, grad damit er auch was sagt: „Freiln Theres, kalt ist's heut, eisschellenkalt! Da möcht's einem d' Seel im Leib eing'frieren. A Ant'n wenn ich wär, mich brächt kein Deixl in' Weiher!"

„Daß doch die Baderwaschl alleweil was zum Jammern hab'n müss'n. Im Sommer ist's ihnen z'warm, im Winter z'kalt. Ist nur grad guat, daß euch unser Herrgott nöt fragt!"

Der Bader trollt sich fort. Aber ihm fällt etwas ein, und etwas ganz Spitzbübisches! Ja—und so wird's gemacht! Nach dem Herrn Pfarrer kommt immer der Schöpperlwirt an die Reihe. Denn so ist's eingeführt. Wie der Schöpperlwirt rasiert ist, drückt sich der Lippö in die Wirtskuchl, wo die Schöpperlwirtin soeben die Leberwürste herrichtet. „Schöpperlwirtin," tut er ganz aufrichtig, „laßt's Euch nöt aufhalt'n, aber ausrichten soll ich Euch etwas von der Freiln Theres. Es ist ihr so z'wider wie nur grad was, und sie schämt sich so viel, daß sie sich in Erdbod'n nei' verkriechen könnt. Aber gelt, sagens fei nix weiter!"

D' Schöpperlwirtin hat den Kochlöffl schon aus der Hand lassen. Die Arme sind schon gerichtet, daß sie über den Kopf zusammengeschlagen werden können; es

kommt bloß darauf an, was der Bader jetzt weiß. Der Lippö macht einen Schritt näher zur Schöpperlwirtin, schaut dazu noch die Küche ab, als ob er sich ja vergewissern will, daß niemand anderer was hört. Dann sagt er: „Schöpperlwirtin, mir ist's ja selber auch recht zwider; denn d' Freiln Theres ist ja a seelenguat's Leut'. Aber denkens, was s' für a Unglück g'habt hat, d'Freiln Theres, heut Nacht. Schuld ist sonst nix als die Saukält'n heut Nacht. Vergess'n hat s' am Freitag auf d' Nacht, daß s' ihre Ant'n hat aus 'm Weiher rauslassen. Und es hat halt a mal so sein woll'n . . ."

„Ham ihr s' d' Hund umbracht?"

„Ach na, dös nöt! Eing'froren sind s' ihr im Weiher,—denkens enk, pfeilgrad eing'froren!"

D' Schöpperlwirtin hat die Händ schon überm Kopf z'ammg'schlagen.

Jetzt laßt der Bader nimmer luck. „Der Zaun um den Weiher rum—wissens, der geht so knapp hin ans Wasser, daß aber auch koa trockens Fleckl mehr ist, wo d' Ant'n hinstehen hätten könna. Einzige zwoa sind so g'scheit g'wesen, und ham sich auf die hölzerne Ablaufröhrn naufg'setzt. Einzige zwoa, und die ham's ausg'halten."

„Sind nacha die andern alle derfroren?"

„Wenn ich's enk sag, alle miteinander. Drinng'steckt sind s' im Eis wie d' Boaner in der Sulz, bocksteif wie a Krautstauden. Und wenn ich's enk sag,—'s is wieder zum Lach'n a, aber—d' Hacka hat s' gnomma, d' Freiln Theres, und mit der Hacka hat sie s' rausg'haut, alle dreizehn, daß d' Eisschellen drang'hängt san."



„Die armen Viecher!"

Der Lippö weiß jetzt: nun ist's g'wonna.

„Und der Schad'n! Und der Pfarrer sollt' nix erfahren, und d' Leut sollen nix hören—wissens dö Schand! — dö Schand! Auf wenn's käm, hat s' g'sagt d' Freiln Theres, auf wenn's käm, ich ging a ganz Jahr lang nimmer unter d' Leut."

„Laßt sich denka. Ebbas solches ist ja no gar nöt da g'wesen! Daß s' jetza den Zaun gar so knapp hat ums Wasser macha lassen! Möcht ma meina, die Ant'n möchten doch a Fleckl haben, wo s' abbeißen können!"

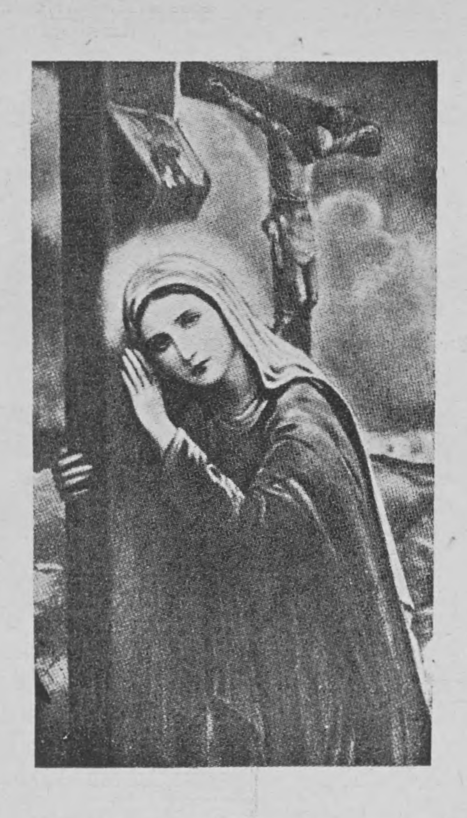
„Ja, hätt ja bloß 's Türl aufspreitz'n dürfa, dann wären s' von selber aus 'm Weiher rausganga und in Stall nei'.—Hat halt alles so sein wollen!—No, jetza wissens, Schöpperlwirtin, Sie san a guat's Leut und ham scho mehra Leuten aus der Not g'holfen.—D' Freiln Theres hat mich bitt, auf die Knie hat's mich bitt.—Geh, hat s' g'sagt, sands so gut, gehens nüber zur Schöpperlwirtin und gebens ihr a guat's Wort, ob s' mir nöt doch am End a zwoa Ant'n abnehmen tät. I gäb ihr s' billig, bloß damit s' wegkomma und der Herr Pfarrer nix hört."

Der Bader schaut, wie wenn ihm selber d' Ant'n g'hören täten.—D' Schöpperlwirtin stemmt jetzt die Hände in die Hüften; dabei denkt sie: D' Freiln Theres ist zwar a resche, aber sie holt an zwei Wochentagen 's Bier für den ganzen Pfarrhof, und der Herr Pfarrer kommt auch in der Woch' einmal, wenn er auch zum Bräu in der Woch' zweimal geht. Also:

„Sagens ös der Freiln Theres, i nimm ihr zwoa ab. Im Unglück muß ma aushelfa. Aber lieber wär's mir, wenn sie s' glei selber ausnehmen tät; ich hab morgen früh nimmer Zeit dazu. Ich laß s' nacha morgen früah holen."

Der Bader ist der Bader. „Schöpperlwirtin, sinds doch so guat, und holens s' selber. Daß nix auseinander kimmt. D'Freiln Theres hat g'meint, wenns ös morgen holen möchts während'n Amt und Predigt, weil da der Herr Pfarrer in der Kirch' wär und von der ganzen G'schicht nix sehen tät."

„Ist a recht. Nacha muaß ich halt morgen in d' Frühkirch gehen."



Von der heiligen Jungfrau Bild zu Köln.

Einst war ein junger Maler zu Köln, der war der heiligen Jungfrau fromm ergeben. Ihr Bild erschien ihm oft zum Malen deutlich und nickte ihm freundlich zu. Da nahm er sich vor, es zu malen in all der Lieblichkeit, wie er es im Geiste sah. Aber wie er sich auch mühte bei Tag und Nacht: nie glich, was er mit Farben auf die Wand brachte, dem, was er im Sinne trug.

Eines Nachts schlief er ermüdet über seiner Arbeit ein. Da kamen zwei Engel und begannen an dem Bilde zu malen. Einer überbot den andern an Eifer und Kunst. Und sie vollendeten das Bild Zug für Zug, so wie es der Maler im Sinne hatte. Dann weckten sie ihn. Wie der Maler erstaunt und erschreckt das Bild anstarrte, trat der eine Engel vor ihn und sprach: „Die Mutter Gottes sandte uns. Dein Werk ist es, du hast es erdacht. Was wir an deiner Statt gemacht, das haben wir dir entwendet.“

„Und no oans hätt s' mir ang'schafft, d' Freiln Theres. Hat s' g'sagt: Sagens ös aber der Schöpperlwirtin, daß s' ja ihren Mo nix sagt, 'n Schöpperlwirt! Die Mannerleut, hat s' g'sagt, könna nix halten. Und — einerseits hat s' a recht“, ergänzte der Bader; „am Biertisch, mitten im Dischkurs verschmatzt man sich halt doch amal, wenn man's auch nöt gern sagen will.“

„Da könnts Euch verlassen, Lippö, ich möcht wissen, was die Ant'n 'n Wirt angehen. Und nacha, mit a so an Plausch sich 's G'schäft vepfusch'n! — Wär's no wert!“

„Jetz' habts an schön' Dank, Schöpperlwirtin; ich sag enk, i selber bin froh, daß ihr zwoa abnehmts. D'Freiln Theres macht's scho wieder recht!“

Der Bader langt nach der Kuchltür. Draußen vorm Haus muß er husten, der Lippö, husten, daß es ihn nur so stoßt. — D' Schöpperlwirtin aber hebt mit dem Kochlöffel eine Leberwurst heraus und erschrickt, weil s' schon aufgsprunga ist, d' Leberwurst, und schnell hebt sie den Wursthafen auf den Plattenrand.

Weil's nun einmal geglückt hat, warum soll's denn nicht noch einmal glücken? denkt sich der Lippö und geht mit der Badertasch'n zum Bräu, rasiert den ewig pustenden und hustenden Bräu. Er braucht lang. Aber diesmal macht's nichts, weil auch der Lippö ab und zu husten muß.

Nachher schleicht er sich in d' Kuchl zu der Bräuin und—seift sie gerade so ein wie die Schöpperlwirtin. Zum Schluß „kommt sie auch morgen unterm Amt und der Predigt, daß der Herr Pfarrer nix derfährt.“

Und so seift der Lippö an diesem Abend noch ein: den Torbäck und die Torbäckin, den Kramer und die Kramerin, den Hofwirt und die Hofwirtin, und zum Schluß noch den Kommissär mit den zwei Warzen im Gesicht, die der Lippö schon auswendig wußte, und—die Frau Kommissär. Während er den Männern den Seifenschaum wieder wegschabt und dann säuberlich wegwäscht, läßt er den Weibern den Schaum daran. Denn die müssen ihn sich selber wegwaschen — morgen unterm Amt und der Predigt! —

Die Frühkirch hält richtig der Herr Kooperator und predigt schön über die Nächstenliebe des

hl. Nikolaus, wie er seinen Mitmenschen so gerne geholfen hat, und wie jeder Mensch dem anderen in der Not helfen soll, denn so ist es Christenpflicht. D' Schöpperlwirtin hat ihren Platz in der Kirche gerade hinter der Pfarrköchin—so ist's schon uraltes Herkommen. Und wie der Herr Kooperator so schön predigt, da rafft sie sich zu einem Entschluß auf: sie will der Freiln Theres statt zwei gleich drei Enten abnehmen. Und wie der Herr Kooperator am Schlusse der Frühkirche das große Kreuz macht, steht sie auf und sagt der Freiln Theres leise ins Ohr: „Freiln Theres, gelns, ich nimm Ihna nacha drei ab."

Bis die Freiln Theres sich besinnt, was das bedeuten soll, wackelt die Schöpperlwirtin schon, selber wie eine Ente, zur Kirche hinaus, daß sie ja nix versäumt, wenn die alten Manner nach der Frühkirch kommen, um mit einem Glaserl Kräuter ihre eingefrorenen Lebensgeister aufzuwärmen.

Der Herr Pfarrer hält schon Amt und Predigt. Der Lippö ist natürlich auch längst in der Frühkirch' g'wesen. Denn unterm Amt und der Predigt muß er ja hinten im Seelhäusl stehen und durchs kleine, enge Fensterchen hinausgucken, wodurch man so schön in den Pfarrhof sehen kann.

Die erste, die angewalzt kommt, ist d' Schöpperwirtin. Im Arm trägt sie den großen Korb, den sie sonst nur zum Bretzentragen nimmt. Kaum hat die Pfarrer-Theres die Türe geöffnet, geht's schon los. „No, Freiln Theres, gelns, dös Unglück, wo oans treffa kann, heutzutags, wo's einem a so nöt z' guat ist auf der Welt."—Mehr versteht der Lippö nimmer, weil sich die Haustüre wieder schließt. Aber gar nicht lange dauert's und die Haustür fliegt wieder auf, aber wirklich fliegt sie auf, und heraus kommt die Schöpperlwirtin, den Kopf trägt sie wie ein Truthahn so rot und schimpft wie ein Rohrspatz über den „Malifizstumpen" von einem Bader. Aber wie sie im besten Schimpfen wär, muß sie aufhören, denn schon kommt die Bräuin mit einem mächtigen Korb angerückt. Da geht der Schöpperlwirtin ein Licht auf und sie nimmt den Weg durch den Friedhof, daß sie von der Bräuin nicht gesehen wird. Am Friedhofsgitter bleibt sie stehen. Das mit der Bräuin muß sie sehen.—Es dauert nicht lange, und aus dem Pfarrhof schießt der zweite Truthahn. D' Schöpperlwirtin schnauft auf und wackelt erleichtert heim, kauft aber beim Torbäck Bretzen, weil sie ja den Bretzenkorb bei sich hat. —

Eine um die andere kommt zum Pfarrhof. Der Lippö aber möchte sich im Seelhäusl bucklig lachen. Der Schlawiner!

Zu allerletzt kommt die Frau Kommissär. Gar nicht gern hat sie an die Enten heranwollen. Aber schließlich halt doch. Man läßt sich doch wegen die paar Markl nicht anschauen!

Aber die Frau Kommissar schimpft nicht, wie sie aus dem Pfarrhof herauskommt. Denn sie kann von lauter Gift nichts sagen; aber bleich ist sie im Gesicht vor Zorn und Aerger über den Malefizkampl. Am meisten aber ärgert sie sich darüber, weil sie nicht gescheiter gewesen ist wie die anderen gewöhnlichen Bürgersfrauen. —

Nun ja! Bis es Abend wurde, haben die Durlbacher das von den Pfarrerant'n in jedem Haus g'wußt, und der Bader hat sich den Sonntag abend nicht aus dem Haus getraut. Aber bis es neune worden ist, haben s' den Bader holen lassen, die Durlbacher, nüber zum Schöpperlwirt. D'Schöpperlwirtin aber ist an diesem Gesellschaftsabend früh ins Bett gangen, weil ihr, wie der Schöpperlwirt selber sagte, „dös g'frorne Antenfleisch im Magen liegen blieben ist." —
Am Montag mußte der Lipl den Herrn Pfarrer rasieren. Diesmal brauchte er beim Herrn Pfarrer gut so lange wie beim Bräu. Denn der Herr Pfarrer bekam unterm Rasieren einen Hustenanfall um den andern, und g'stoßen hat s' es alle zwei, den Pfarrer und den Bader, einen besser wie den andern.

Herr, laß mich ein Gefäß aus Reinheit sein,
Das sich dir weiht:
Gieße dann du deine Herrlichkeit
In mich hinein.

So finde in deinem Lichte ich Halt
Und trag es ins Dunkel der Nacht,
Das plötzlich, von deinem Glanze durchstrahl
In heiligem Staunen erwacht.

(Gerh. Herburg)

Das Manko

Erzählung von Karl W. F. Eidner

Schwerfällig, groß und massig schiebt sich Paul Klietmann, der Bauer, vor den Schalter. „Das Geld stimmt nicht", sagt er und legt ein Päckchen Banknoten auf das Zahlbrett, zwischen sich und den Kassierer. Er tippt mit dem Zeigefinger darauf und wartet.

Der Kassierer scheint sich keinen Augenblick zu besinnen. „Das ist unmöglich", fährt er auf, fast bissig. „Ich habe Ihnen das Geld vorgezählt, und das Geld stimmt. Das hätten Sie gleich nachzählen sollen." Dabei fuchtelt er wild mit dem Bleistift in der Luft herum und läßt seine kleinen, schwarzen Augen feindselig zu dem großen, stillen Mann hinüberblitzen. Dann drückt er die gespreizten Finger wie schützend auf herumliegende Geldscheine und wartet, daß der Mann sich entferne.

Was soll er auch weiter sagen, was soll er machen! Der Direktor ist in hörbarer Nähe, und der muß sich auf ihn, auf seinen Kassierer, verlassen können. Sonst sitzt er eines Tages draußen. Und er hat doch eine Frau und drei Kinder. Ja, drei Kinder, denkt er, und nur einhundertfünfzig Mark Monatsgehalt.

Paul Klietmann sieht nur immer in das unmutige Gesicht des Kassierers und schweigt. Dieser Stadtmensch ist ihm überlegen an Schnelligkeit mit Mund und Gedanken. So schnell kann er, der gewöhnt ist, stundenlang schweigsam hinterm Pflug herzugehen, nicht aus sich heraus. Das hat ihn in solcher Situation schon oft verdrossen und unsicher gemacht. Und das spürt er jetzt wieder mit fressender Bitterkeit. So muß er also die unfreundlichen Worte hinnehmen wie ein Schulbube? Mit einem verächtlichen Blick umfaßte er die schmächtige Gestalt des kleinen Menschen da vor ihm, und eine bläuliche Ader schwillt auf seiner Stirn wie ein züngelndes giftiges Schlänglein. Soll er diesem — diesem — Stadtfrack überhaupt darauf Antwort geben? — Ach, er weiß Besseres! „Ist gut", sagt er schließlich, steckt das Geld wieder in die Tasche und wendet sich grußlos zum Gehen. Schwer poltern seine derben Stiefel durch den hohen Raum auf die Straße hinaus. Und da ist er trotz allen Lebens um ihm herum allein mit seinen krausen Gedanken. —

Am Abend, nach Kassenschluß, sitzt der Kassierer über die Abrechnung gebeugt. Er zählt Geld, er schreibt, rechnet und vergleicht und rechnet wieder Sein Gesicht ist rot, seine Stirn feucht von kleinen Schweißperlen. Und er zählt abermals und vergleicht und rechnet und rechnet. Die Abrechnung muß er fertigstellen, und sie muß stimmen. Ja, das m u ß sie, aber sie stimmt eben n i c h t. Dreihundert Mark fehlen, wofür er keinen Beleg hat. Dreihundert Mark! Teufel nochmal! Wie ist das möglich! Er wirft den Bleistift hin, lehnt sich in den Stuhl zurück und denkt einen Augenblick nach.

Die Zeit brennt ihm auf den Nägeln. Es wird später und später. Der Direktor wartet, und zu Hause wartet seine Frau auf ihn, warten drei Kinder auf ihren Vater. Was soll er nur machen? Fiebernd zerwühlt er sich die Haare. In seinem Leibe kriecht ein Grauen herum, ein Grauen vor dem Wort, das da „Manko" heißt. Ungefüg groß und drohend steht es vor ihm wie ein nachtschwarzes Ungeheuer mit toten Augenhöhlen. Und ob er auch noch nicht daran glauben mag: Das Manko ist da, dreihundert Mark fehlen! Das sind zwei Monatsgehälter, grübelt er, zwei Monate hungern, zwei Monate frieren, zwei Monate . . . . Aber es geht um mehr, um viel mehr: um Ehre und Beruf, um seine Stellung!

Eine Uhr schlägt. Er schrickt zusammen.

Spät, spät ist geworden. Nervös spitzt er den Bleistift zu und addiert nochmal die endlosen Kolonnen. Vielleicht, daß da doch irgendwo ein Fehler steckt, den er herausfinden kann. Doch, kaum angefangen, fällt ihm plötzlich dieser Bauer wieder ein. Da legt er den Bleistift ganz sachte hin, damit ihm dieser Gedanke nicht verloren gehe, legt die Hand an die Stirn und sieht starr in das grüne Licht der Tischlampe. Sollte der Bauer mit dieser Sache etwas zu tun haben? Er überlegt und kombiniert und versucht hin und her sich der Vorgänge des Vormittags zu erinnern.

Wie war das doch? Dieser Bauer, Klietmann, ja, ja, Klietmann hieß er, hatte Geld abge-

hoben—auf einen Scheck. Er sucht den Scheck hervor. Ja, richtig, und der Scheck lautet auf eintausenddreihundert Mark. Und er hätte ihm gegeben . . . gegeben. . . das waren zehn Einhundertmarkscheine . . . und dann . . . hatte er aus einem andern Bündel nochmal sechs Fünfzigmarkscheine aufgezählt. Sechs? Sechs! Ja, dann stimmte also doch die Rechnung! Aber . . . halt mal — was war denn das?—Da war doch jemand dazwischen gekommen. Gewiß, da war der Kollege, der kleine Hans, wie ihn alle nannten, gekommen, und da hatte er hingesehen, und dann — hatte er — nochmal — sechs Fünfzigmarkscheine aufgezählt.

Der Kassierer springt auf. Ja, ja, so war es! Er entsinnt sich jetzt ganz genau. Der Bauer hatte das Geld eingestrichen und — war nach einer Weile wieder dagewesen. Zweifellos um ihm die dreihundert Mark zurückzugeben. Dieser ehrliche Mensch. Und er hatte ihn höchst unfreundlich behandelt und abgewiesen.

Bei dieser Ueberlegung stöhnt der Kassierer voll verhaltenem Grimm über sich selbst und schlägt sich mit der Hand vor den Kopf: Wie kann so etwas passieren! Wie kann man solch Manko machen! Das soll ihm eine Lehre sein. Aber das Manko ist immer noch da, es ist da! Doch ein klein wenig gefaßter ist er nun doch, da er wenigstens den Fehler gefunden hat.

In diesem Augenblick schlürft hüstelnd der Direktor herein: „Na, sind Sie fertig, Krüger?"

Im Leibe des Kassierers kriecht wieder das Grauen herum, als er sich umdreht, und er bringt kein Wort hervor, sondern schüttelt nur mit dem Kopf. Dann macht er einen Schritt auf den Direktor zu, doch dieser winkt ab: „Lassen Sie, lassen Sie. Geben Sie's mir morgen herein, ich gehe jetzt. Guten Abend."

Die Tür geht leise zu, und der Kassierer ist wieder allein Ist das Glück? Ist das Gnadenfrist? Ist das die gütige Vorsehung? denkt er. Ihm bleibt nur der eine Ausweg, sofort zu dem Bauern zu gehen. Eine unangenehme Vorstellung, das! Aber er überlegt nicht mehr lange. Hastig stürzt er hinaus, vergißt Hut und Mantel und sucht den Weg durch die Finsternis winkliger Gassen und öder Straßen bis hinaus vor das Städtchen, wo die Erde noch Erde ist. —



Nun muss es doch bald Frühling werden.

Um einen großen, weißgescheuerten derben Tisch sitzt Paul Klietmann und seine Familie—das ist seine Frau und sein achzehnjähriger Sohn—beim Abendbrot. Es geht schweigsam her zwischen den dreien, wie immer; denn sie haben sich nicht viel zu sagen. Und nach der harten Feldarbeit sind sie abends auch rechtschaffen müde und früh schläfrig. Aber heute ist etwas Besonderes zwischen ihnen. Und das hat schon den ganzen Tag gelebt und geatmet in der Bauernstube. Es ist auch leise mitgegangen, draußen, hierhin und dorthin, es hat sie verfolgt auf Schritt und Tritt und hat lähmend ins Tagewerk gegriffen und ist überall gewesen und hat überall gesessen, wohin sie auch gingen und griffen. Was es ist? Das wissen sie nicht. Frau Klietmann nicht und Otto, der Sohn, auch nicht. Vater hat es mitgebracht aus der Stadt, als er heimkehrte, und da ist es eben dagewesen. Aber fragen will keiner, mag und darf keiner; denn der Alte haßt alle Fragereien und kann darob richtig grob werden. So werfen Sie nur ab und zu einen heimlichen Blick auf des Bauern Stirnfalten und löffeln dabei ohne Behagen ihre Abendsuppe.

Aber der Bauer, Paul Klietmann, der weiß, was „es" ist, der

weiß, was da allen unsichtbar schwingt und was ihn so mißmutig macht; denn es sitzt ihm wie ein Stein in Brust und Magen und kriecht aus allen Poren, daß er meint, sie müßten es längst erraten haben. Er allein weiß, was er da mitgebracht hat aus der Stadt: Es ist ein Zorn, ein Trotz, ein Stolz und verletztes Ehrlichkeitsgefühl. Und er weiß auch, was nun kommt, nämlich: was da kommen muß. Und er wartet darauf; denn er horcht wieder und immer wieder nach der Tür, und als der Hofhund endlich wütend anschlägt, läßt er zugleich mit den andern den Löffel sinken und blickt düster auf.

Gleich darauf stürzt ein Mann in die Stube mit stieren Augen und naßverklebtem Haar wie nach einem tollen Lauf. Und dieser Mann ist kein anderer als der Kassierer Krüger.

„Verzeihung, Verzeihung", stößt er keuchend hervor; denn seine Brust arbeitet mit schnellen Stößen. „Verzeihung, wenn ich störe—so spät.—Herr Klietmann — Sie —kennen mich. Ich bezahlte Ihnen heute — einen — Scheck, einen Scheck. Und ich — habe nun — ein Manko. Ich gab Ihnen dreihundert Mark — zu viel. Herr Klietmann, Sie werden sich gewiß — noch — entsinnen."

Der Kassierer schöpft Luft und sieht gequält in des Bauern stilles, ernstes Gesicht.

Paul Klietmann hat ihn mit keinem Wort unterbrochen. Er hat ihn ruhig aussprechen lassen, aber nun soll er antworten. Schon den ganzen Tag hatte er sich Worte und Sätze zurechtgelegt, wieder umgestoßen und wieder aufgebaut, bis er ganz genau wußte, was er sagen wollte. Aber nur Gott allein mag wissen, was dem Bauern plötzlich in den harten Schädel gefahren ist, was ihm seine Gedanken verwirrt hat, als er abweisend, ruhig und kurz, wie wohlüberlegt, sagt: „Das Geld stimmt." Und er beginnt sogar wieder die Suppe zu löffeln, als sei die Geschichte für ihn abgetan.

Der Kassierer blickt ratlos drein. Innerlich kämpft er gegen diese bittere Lüge, deren Worte er selbst mißbraucht hat. Seine Augen schwimmen in beißenden Tränen, er sieht fast nichts mehr. „Ich habe eine Frau und drei Kinder", fleht er, seine Worte mit eindringlichen Gesten begreifbar machend. „Drei Kinder und meine Existenz, meine Stellung steht auf dem Spiel. Herr Klietmann — bitte, ich bitte Sie herzlichst—um meiner Kinder willen, tun Sie's darum. Helfen Sie mir, ich bin sonst verloren! Sie machen mich unglücklich. Ich weiß genau—ich gab Ihnen zuviel."

Paul Klietmann läßt den Löffel wieder fahren, sitzt breitbeinig mit gesenktem Kopf und studiert die breiten Risse der Tischplatte. Ihn ärgert alles und jedes.

„Herr Klietmann . . . "

„Das Geld stimmt", wiederholt der Bauer. Es ist das gleiche, was er sagt, und die Worte sind eine festgefügte Mauer für den Kassierer, gegen die er hin und wider rennt und seine letzte, seine einzige Hoffnung Stück um Stück zerbricht. Er sieht das, und er weiß das; denn er fühlt nun, was der Bauer will. Aber er hat auch seinen Stolz. Und sein Körper ist eine einzige haßerfüllte Erbitterung, als er stumm hinausläuft und die Tür mit furchtbarem Krach hinter sich zuschlägt.

„Vater!" schreit der Sohn und springt auf. „Vater, was hast du getan?" Hart und knöchern, Rechtfertigung heischend, klingt dabei seine Faust auf den Tisch. Sein Gesicht ist wächsern, und am kragenlosen Halse sieht man das Blut in kurzen, schnellen Stößen durch die Adern pulsen ob des unerhörten Vorfalls, aber eigentlich mehr noch über die möglichen Folgen dieser seiner Rebellion. Seiner Mutter laufen Tränen über die zerfurchten Wangen, tropfen auf die Schürze und auf die zitternden Hände.

Da erwacht Paul Klietmann aus seiner Erstarrung. Aber er achtet nicht auf diese Auflehnung gegen Tradition und althergebrachte Regeln und Sitten seines Stammes, die der Sohn da wagt, die im andern Falle und unter andern Verhältnissen diesen hartgestirnten Bauern bis zum Aufstand gegen eigen Fleisch und Blut gereizt hätten; denn er führt ein streng' Regiment. Mit einem leichten Druck seines Fußes stößt er den schweren Tisch beiseite und steht auf, und dann bricht es los aus seinem Innern, was er den ganzen Tag in seiner Brust herumgeschleppt hat. Das poltert nun heraus und zerbirst wie ein tonnenschwerer, vom Sturm losgerissener Felsklumpen am Fuß des Steilhanges. Er durchschreitet die Stube mit dröhnenden Schritten und erzählt, was sich eigentlich zugetragen habe am Vormittag und wie es gewesen sei.

Ja, er habe dreihundert Mark zuviel bekommen, gewiß habe er das. Behalten? Er lächelt verächtlich. Wer denke daran? Nein, behalten wolle er sie nicht, natürlich nicht. Nur eine Lehre habe er diesem Stadtfrack geben wollen, eine Lehre! Und heftig schlägt er beide Fäuste zugleich auf den Tisch: eine Lehre! Der solle ler-

nen, wie man einen Menschen behandeln müsse, daß man ihm nicht anzublaffen habe wie einen Hund. Er, Klietmann, sei Bauer, ein alter Bauer und ein stolzer Bauer. Und ein ehrlicher Bauer! Und dieser schmalitzige Kerl von Kassierer habe ihn da abgekanzelt und angefahren wie einen Schulbuben. Das habe ihn verdrossen und beleidigt, ganz mächtig verdrossen. Nie und nimmermehr wolle er sich so etwas gefallen lassen.-- Nun, und das Geld, das solle er wieder haben. Er selbst wolle es ihm hinbringen, und zwar sofort.

Otto Klietmann ist sichtlich erleichtert, obgleich er sich mit der Handlungsweise seines Vaters nicht so schnell auseinandersetzen kann; denn er ist noch jung, und die Grenze von Gut und Böse, von Recht und Unrecht, kann er nicht klar unterscheiden. Aber er wagt nun keinen weiteren Einwand mehr, kein Wie und kein Warum. Doch, er möchte gerne dabei sein und bietet dem Vater seine Begleitung an, was dieser aber kurz abschlägt.

Unterdes hat Frau Klietmann, seltsam eilend, schon die Joppe herbeigebracht, Stock und Hut bereitgelegt. Und sie wünscht, daß er schon fort sei; denn geheim malt sie sich die Freude des kleinen Kassierers aus.

Paul Klietmann spricht kein Wort mehr. Er ist stumm und still wie zuvor, und er übereilt sich auch nicht. Er tut alles hübsch der Reihe nach, bis er sich endlich auf den Weg macht. In der Tür dreht er sich einmal um, sieht seine Frau an und seinen Sohn. Dann nickt er und tritt hinaus.

Dunkelheit halt sich um ihn, als er den Hof überquert. Winselnd klingelt der Hund mit der



Die unruhigen Frühlingsblumen.

Kette; er möchte mitlaufen mit seinem Herrn, seinen Herrn schützen. Schützen? Wofür schützen?! Der Bauer knurrt ihm einige Worte zu, worauf er in der Hütte verschwindet. Und dann ist er auf der Straße und schreitet gemächlich dahin. Er sieht nicht links und nicht rechts, ahnt weder Feld noch Baum und denkt an nichts. Er sieht nur in der Ferne ein kleines, helles Pünktchen: die erste Laterne vor der Stadt. Der Weg ist nicht mehr weit, und als er sie erreicht hat, bleibt er urplötzlich stehen, schiebt den Hut zurück und greift sich an die Stirn: Er weiß ja gar nicht die Wohnung des Kassieres, ja nicht einmal dessen Namen! Möglich aber, daß er das beim Portier der Bank erfahren kann, fällt ihm ein. Da schreitet er schneller aus, schneller und immer schneller, und der erste, der allererste kleine, leise Zweifel regt sich, ob er auch das so richtig gemacht habe. — Hat er richtig gehandelt?

Hart klingen seine eisenbeschlagenen Schuhe auf den Menschenleeren Straßen, bald sieht er das erleuchtete Fenster des Hauswarts. Er seufzt erleichtert, dann ist er da. „Was?", sagt der behäbige Portier, erstaunt über den späten Gast, „der Kassierer Krüger, wo der wohnt?" Der sei bis vor kurzem hier gewesen, aber nun fortgegangen. Einen trinken gehen, habe er gesagt, so hierherum, in einer Kneipe. Er nennt ihm dann noch Straße und Nummer der Wohnung und schlürft, mißmutig über die unnütze Störung, wieder in seine Behausung.

Paul Klietmann stapft davon. Er ist nicht recht zufrieden mit der Antwort. Vielleicht hat er gehofft, den Kassierer in der Bank anzutreffen; denn der Gedanke, die Sache in dessen Wohnung, im Beisein der Familie, abzumachen, ist ihm nicht sonderlich sympatisch. Er geht in eine nahegelegene Kneipe, setzt sich, bestellt ein Helles und durchforscht den Raum mit den Augen, aber der Kassierer ist nicht da. Das Bier bleibt halbgetrunken stehen, er hastet davon, in ein anderes Lokal, sucht, sieht

jeden Menschen an, geht wieder davon, läuft unruhig in die nächste Straße und in eine dritte, vierte Kneipe. Nirgendwo kann er den Kassierer erblicken. Eine quälende Unruhe fällt ihn an, und er stellt sich vor, wie es sei, wenn er den Gesuchten nicht mehr träfe, überhaupt nie mehr sehen würde. Was dann?—Die Geldscheine knistern im Kuvert in der Brusttasche, er reibt mit harten Fingern die gerunzelte Stirn und seufzt und grübelt . . . Es wird ihm fast zur Gewißheit, daß er sein Leben lang mit einer Schuld wird umherlaufen müssen. Immer wird ihm das Bild vor Augen stehen: wie der gequälte Mensch um sein Recht bettelte, wie er dann haßentflammt die Tür ins Schloß schmetterte. Warum das nur alles so gekommen ist! Hätte er ihm das Geld nicht gleich wiedergeben können? Gewiß, das hätte er können, und das wäre richtig gewesen. Dann säße er nicht hier, dann bräuchte er nicht zu suchen, es stände kein Selbstvorwurf auf.

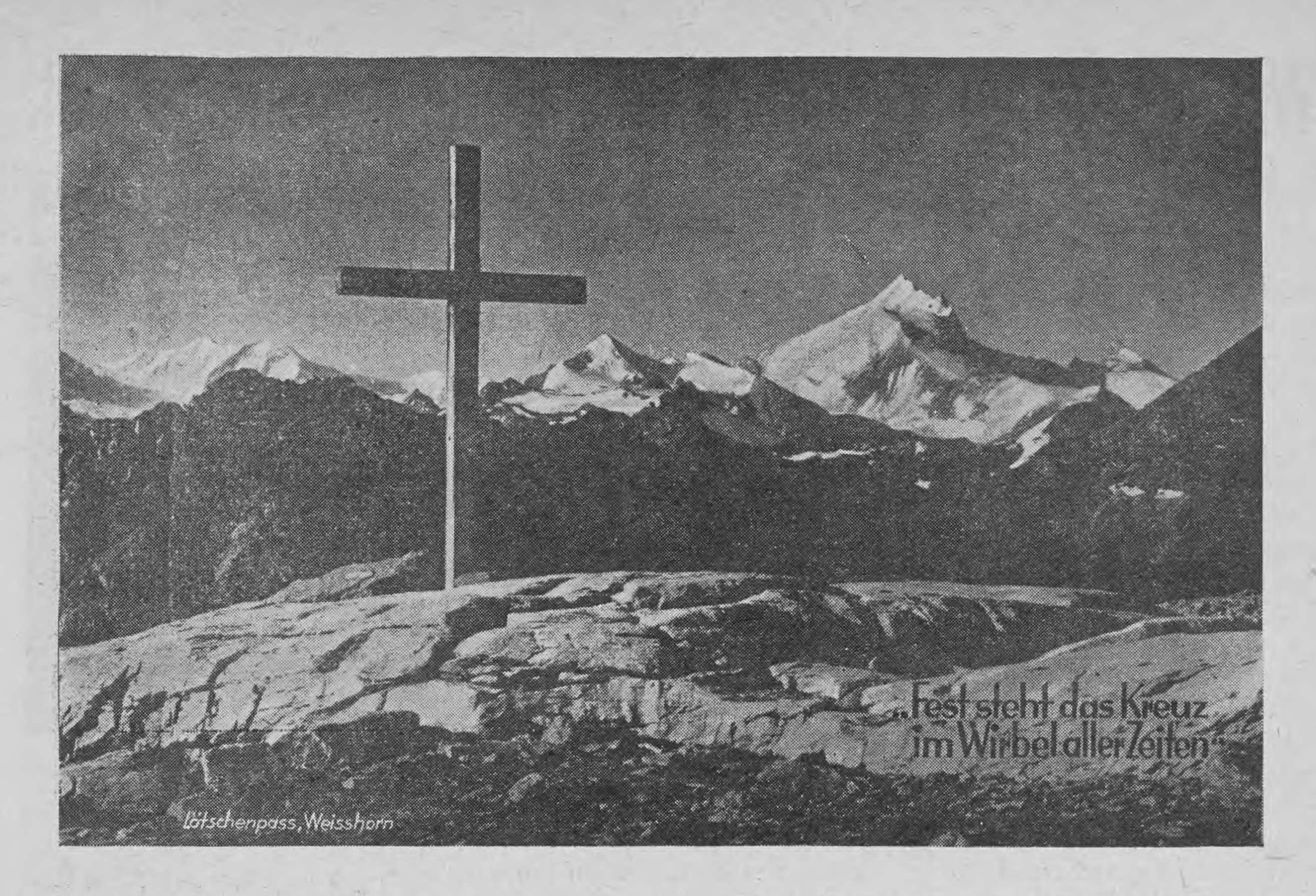
Der Bauer fährt auf aus seinem Brüten. Suchen muß er ihn, finden! Keine Zeit verlieren! Vielleicht ist er schon zu Hause. Das ist eine freudige Hoffnung für den Bauern, schneller läuft er, fragt sich durch die Stadt und steht dann vor dem Hause. Er geht über den dunklen Flur, tastet sich schwer die ausgetretene Treppe empor und liest die Namenschilder im Halbdunkel. Da steht's: „Krüger"! Er klopft hart an die Tür, die bald hastig aufgerissen wird, und eine Frau blickt ihn fragend an. Paul Klietmann räuspert sich umständlich und knüllt verlegen den Hut in der Hand. „Ist Herr Krüger nicht da?" bringt er zag und rauh über die Lippen. Tod und Unglück lauern hinter der Frage. „Nein", antwortet Frau Krüger besorgt, „mein Mann ist noch nicht da. Haben Sie etwas Besonderes? Wollen Sie auf ihn warten?" Paul Klietmann zittern die Beine, als er bejaht. Auch hier ist er nicht, geht es ihm im Kopf herum. Was soll werden? Er hofft auf nichts. Und doch tritt er ein, als Frau Krüger ihn dazu auffordert. Aber er kann sie nicht ansehen und hält den Kopf gesenkt, wie einer, der ehrliche Reue über eine unrechte Tat empfindet. So sitzt er und wartet, wartet . . .

Zu sehr später Stunde, als es schon still auf den Straßen ist und nur noch vereinzelte Laternen brennen, geht ein Mensch langsam, schleppend an den Häuserreihen hin. Es ist der Kassierer Krüger. Ja, er heißt Krüger und ist Kassierer; aber wer weiß, wie lange noch? Er hat sich den Vorfall sehr zu Herzen genommen und er meint, morgen schon auf die Straße gejagt zu werden. Dann wird er dahinschleichen durch graue Wochen und Monate wie jetzt in der Nacht. Er bleibt stehen und blickt trüb zum Haus empor, er sieht noch Licht in seiner Wohnung. Gewiß ist seine Frau noch auf. Gleich wird er ihr gegenüberstehen. Was soll er sagen? Er schüttelt sich jäh, ihn fröstelt und er zögert den Augenblick lange hinaus. Mit jeder Treppenstufe wird ihm das Herz schwerer. Dann schließt er die Tür auf.

„Wo bleibst du nur so lange? Wie siehst du aus?—Wir haben Besuch, es wartet jemand auf dich", kommt ihm seine Frau entgegen, und aus ihren Worten klingt Angst und Sorge um sein langes Ausbleiben. „Ich weiß, ich weiß", übergeht er ihre Besorgnis und denkt, daß sein Manko schon entdeckt sei. Er will stracks in die Stube und bleibt doch wie versteinert auf der Schwelle stehen und starrt: Er sieht den Bauern im Kreise seiner Kinder. Das jüngste, ein dreijähriger Junge, vergnügt sich auf seinem Schoß. „Hier, Papa,", rufen die Kinder durcheinander, „sieh, was uns der Onkel geschenkt hat!" Und jedes weist eine blanke Mark vor. „Ja, und aufs Land sollen wir alle",



Er sieht nicht links und nicht rechts.



freut sich das älteste Mädchen. „Und der Onkel läßt mich dann auf seinen Braunen reiten!" jubelt der Bub.

Dieser Bauer, ist das dieser Bauer? denkt der Kassierer, derselbe, der mich gedemütigt, abgewiesen hat vor wenig Stunden? Ist das derselbe hartstirnige Bauer? Er steht und starrt und glaubt zu träumen. Seine Frau schiebt ihn endlich von der Schwelle in die Stube. Der Bauer läßt den Buben sacht vom Schoß gleiten, steht auf und streckt ihm stumm die Hand hin, ohne Wort: Da schlag ein, ich hab Unrecht getan! Ungläubig und argwöhnisch noch blickt der Kassierer darauf, sieht dem Bauern in die Augen und legt dann zögernd seine Hand darein, die der Bauer fest mit beiden harten Händen umschließt. Ihm ist ja eine Last von der Seele genommen. So stehen sie kurz, sie können nicht sprechen und dennoch wissen sie, was einer dem andern sagen möchte.

Als Paul Klietmann dem Kassierer Krüger das Kuvert mit dem Gelde gegeben hat, ist alles vergeben und vergessen. Kein Wort mehr davon! Sie sitzen zusammen wie alte Freunde und erzählen, lauschen dazwischen auf den Jubel der Kinder, die von Land und Luft und Sonne und Tieren sprechen. „Ja", sagt Paul Klietmann, „ihr könnt immer kommen, wenn euer Vater das erlaubt." Und der Vater nickt und lacht, schaut versonnen über das junge Volk und auf des Bauern gebräuntes Gesicht, aus dem die Augen hell und weit glänzen.

Wer Gott von ganzem Herzen liebt, der fürchtet weder Tod noch Strafe, noch Gericht noch Hölle, weil die vollkommene Liebe einen sicheren Zutritt zu Gott bereitet.

Wie die Sterne erbleichen, je mehr die Sonne und der Tag am frühen Morgen aufsteigt, so verschwindet alle Liebe zu Geld, zu Vergnügen, zu Menschenehre mehr und mehr, je stärker und je höher die Sonne der Liebe Gottes in der Seele aufgeht.

Wie der heilige Antonius auf den Berg gestiegen ist.

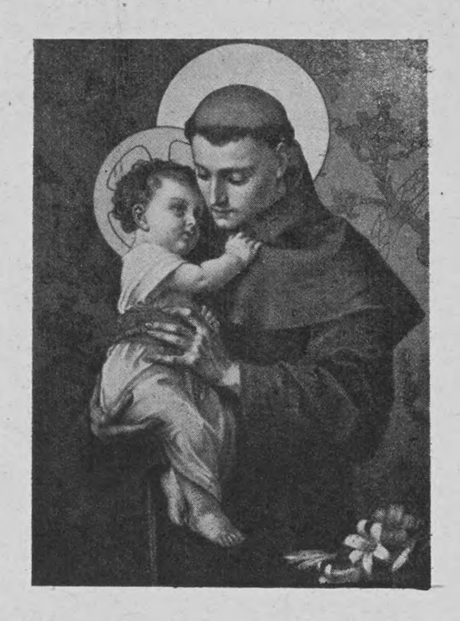
Erzählung von Else Gradinger

Wenn man das Sträßel von draußen herkommt, wo die Berge erst aus Hügelrainen und Waldikicht herauswachsen müssen, geht's auf einem Holzbruckerl über den Wildbach. Das ist die braune Ache, die aus dem Brauneuer Grund kommt, wo die Hochmoore dampfen. Dahinter stehen dann die Berge, massiv und blauweiß, grad schön zum Anschau'n; sind ja allsamt nur Ruhbankeln für den lieben Herrgott, wenn's ihn einmal antut, seine Welt heimzusuchen. Wenigstens will's dem Jagertoni so scheinen, der mitten in der steinernen Herrlichkeit zu Haus ist und beim Jagern sich nicht genug Berg haben kann zum Herumturnen drauf. Wenn nur nicht die Wilderer wären, diese bösartigen Früchteln, die einen braven Jagersmann tot ärgern können. Aber der Toni macht ihnen nicht die Freud, dazu ist das Leben eine viel zu schöne Sach, und mit dem Sterben hat er's vorläufig noch nicht.

In einem Häuserl, an dem die braune Ache und auch der Jagertoni vorbeilaufen, wohnt das Reserl. Die Ache begnügt sich, daß das Häusel sich in ihrem Wasser spiegelt, der Jagertoni aber spiegelt sich im Häusel, das heißt in seinen Fenstern und schaut dabei nach dem Reserl. Das haust mit einem halbblinden Vaternbasel so dahin, tut fremder Leut Wäsche waschen und das Häusel mit dem kleinen Garten wie ein Schatzkästlein halten, von dem sie selber der Schatz dazu ist. Der Toni sagt so, und so muß man's schon glauben. Er schaut auch fleißig darnach. Aber immer dabei bleiben kann er halt nicht, da ist's soviel gut, daß ein Stückel ober dem Häusel der hl. Antonius daheim ist, der ihm drauf Obacht gibt.

Der Heilige hat sich als Wohnhaus einen Lindenbaum ausgesucht; der ist grad wie eine Kirche. Tag und Nacht brennen ewige Himmelslichter um ihn, und zur Sommerszeit gibt's auch eine Andacht, zu der der Wind und die Ache orgeln und die Vöglein Liturgie singen. Wenn der Jagertoni hierher zum hl. Antonius kommt, dann haben sie eine rechtschaffene Freud aneinander wie zwei gute Freunde, die sich auf ein „B'hüt Gott" die Hand geben. Der Toni beschaut sich mit warmem Herzen das mächtig grüne Laubhaus mit dem bescheidenen Heiligen drunter, und der sieht freundlich dem Jäger nach, wenn er mit schwingenden Schritten übers Brückel den Bergen zusteigt, um den Wilderern aufzupassen.

Tagsüber ist dann der Heilige viel allein — grad wie's Reserl; denn wenn man sich schon einmal ein schnurrbärtig Wesen zur Gesellschaft einbild't, dann gilt ein alt's, blind's Weibel nicht gar zu viel. Wenn also der Jäger in den Bergen ist, geht das Dirndel oft zum Heiligen — heißen ja beide Antonius. Der kleine Garten muß dann irgend etwas Blumiges hergeben, Gelbveiglein, die so mild duften, oder weiße Sternblumen, die wie unschuldige Kindlein dreinschauen. Der hl. Antonius im Lindenbaum soll auch eine Freud haben, wo sich schon niemand um ihn kümmert.



Man kann auch gleich eine Bitt anbringen für den Toni — sie muß sich ja schier immer zu Tod ängsten, wenn der auf seine Gäng so hochmütig hoch hinaustrachtet, daß ihm der höchste Gipfel grad recht ist.

„Weißt auch", hat's Dirndel ihrem Toni hing'redet, „daß Hoffart vorm Fall kummt, du narreter Bergfloh!" — „Weiß scho'", hat der Toni da g'sagt, „aber a Bergfloh derfallt si' net, der lebt von de' Hupferer . . " und hat g'lacht. Da kannst schon gar nimmer reden! Wenn einer halt durchaus sein Unglück haben will, mußt ihn gehen lassen.

Und dann die Wilddieb—das ist schon eine ganz schreckhafte Sach: da kann der Toni mit all seiner Schneid nicht dagegen an. Dem Reserl wird's allemal ganz zweierlei, wenn's drauf denkt. Und drum ist's soviel gut, daß der hl. Antonius immer Derweil hat und gern zuhört, wenn's Reserl ihn heimsuchen kommt und sein

volles Herzel bei ihm abladet. Und so schön stad kann er zuhören, der liebe Heilige, und so lind wird einem, wenn der großmächtige Baum ein wenig mit Blätterrauschen dreinredet und die Vöglein dazu singen. Es ist einem halt grad, als habe der Himmel selber zugehört und der hl. Antonius stehe auch schon vorm güldenen Himmelsthron, mache dem Herrgott einen ehrerbietigen Bückling und sage: „Lieber Gott, da ist das Reserl von Braunau — du kennst's ja, ein kreuzbrav's Dirndl! Aber halt soviel verliebt in den Jagertoni, den Schlankl, daß gar aus ist — und da sind die miserablichten Wilddieb, die dem Toni das Leben net gunnen — weißt ja eh alles — und drum tät ich halt gar schön bitten —' Und der Herrgott nickt mit dem Strahlenhaupt und sagt: „Weiß schon, weiß schon, lieber Antonius . . . !' Und dann winkt er einem Erzengel, und der muß sich's ordentlich aufschreiben, daß das Reserl von Braunau und der Jagertoni einen extra tüchtigen Schutzengel kriegen . . . So denkt sich's Reserl und ist allemal recht zufrieden, wenn's vom hl. Antonius heimkommt.

—

So um die ersten Oktobertag ist's gewesen, da hat der Kiniglbauer dem Toni g'steckt, daß er den Wirt von der hintern Oed mit der Schrotspritzen unterwegs nach dem Schwärzerlahner gesehen hat. „Sapperlot", sagt da der Toni, „hast du a G'schau, daß d' von der Braunau über die vordere und hintere Oed bis zum Gamslahner schiageln kannst und an Sappenwirt mit sein'm Schießprügel ausmachst?" Der Kiniglbauer schaut den Jäger giftig an und tut dann einen blöden Lacher: „Ha — dös sell glaabst! I hab da a verteifelt's G'schau — dös hot ma mei' Vatern selig scho zuageb'n . . . " — „Ja, ja", macht der Toni, „du hörst d' Flöh hust'n und siechst deine Läus schuhplatteln, sell woaß i scho lang . . . " Der Kiniglbauer buckelt sich vor Lachen: „Haha — i sag's grad, der Jagertoni — der is oana. Na — pfüat di und schaug halt nacha, daß d'n dawischen tuast — an Sappengirgl!" Der Toni hat nichts mehr gesagt, sich aber um so mehr gedacht.

Wie ein Füchsel ist er dann auf den Nachmittag am Häusel vom Reserl vorbeigeschlichen. Was braucht er dem Dirndl das Herz mit der Angst um ihn drucken! Sie kennt's eh schon, wenn er „dene Loder" nachgehen muß. Beim Lindenbaum nickt er seinem Schutzpatron zu und dann holt er weit aus und steigt rasch und leicht bergan. Im Westen glostet der letzte Tagesschimmer und zündet dem Reserl lauter goldrote Feuerlein in den Fensterscheiben an. Sie läßt ihre Waschzuber ein wenig allein und schaut sich das himmlische Feuerwerk an. Noch schöner wär's freilich, wenn's jetzt dem Toni herleuchten tät; aber es verbrennt all sein Gold umsonst und die Welt geht in lauter Schatten unter. Schwer und schwarz hocken sie ums Häusel und ihr feuchter Atem weht's Reserl mit Moderhauch an, daß sie ein seltsames Frieren ankommt. Wird doch nichts Ungutes sein mit dem Toni! Die Angst packt sie und greift mit eisiger Hand nach ihrem Herzen, daß es wie ein Vogel in Todesnot flattert.

„Heiliger Antonius, hilf!" Mit zittrigen Knien huscht sie durchs Düster dem Bruckerl zu. Wie eine finstere Wolke steht der gewaltige Baum gegen den nächtigen Himmel und deckt den Heiligen mit seinem Schatten zu. Aber das macht dem Reserl nichts, sie weiß: er ist da, wenn's ihn auch nicht sehen kann mit den leiblichen Augen, um so lichter schaut sie ihn mit den einwendigen. „Lieber hl. Antonius, schau mir auf ihn!" Das denkt sie immer und immer wieder. Sonst will ihr vor arger Bangnis nichts einfallen. Aber dem Heiligen langt's schon; denn er sieht dem Dirndel ins Herz, und da drin hat's auch ein feines himmlisches Feuerwerk von lauter Lieb und leuchtet wie ein ewig's Lichtel. — „Sei nur schtad, Reserl!" redet ihr der hl. Antonius zu. „Werd' schon dazutun, daß ihm nixn g'schiecht, dem Toni . . !" — „Gelt's Gott", sagt's Reserl, macht ihren allerschönsten Knix und läuft getrost heim, ihren Waschzubern und dem Basel nachzuschauen. Ist eh Zeit zum Feierabend machen und zur abendlichen Brennsuppe. Bald steigt ein weißes Räuchel aus dem schwarzen Kamin, wie eine arme Seel, die dem Fegfeuer entronnen ist, und zwei Fensterl blicken mit warmem Licht in die kühle Nacht.

Inzwischen ist der Toni über linden Almboden hinweg ins Kar eingestiegen. In verwegenen Zacken wächst's aus den Geröllhalden heraus und umsteht die schwerdunkle Einsamkeit. Ein mattes Licht geistert noch um die Felstürme und Grate, daß sie gespenstig blaß den Jäger anstarren. Ganz g'spassig, denkt sich der Toni, könnt einem schier die Schneid zerdrucken! Aber da müsset der Toni schon selber erst tot sein, bevor er die Schneid tät fahren lassen.

„Nutz dir alles nix, Kiniglbauer, heut werd amal Schluß g'macht", knurrt er unter sich.

Eigentlich schmeckt dem Toni die Sinniererei nicht — kommt eh nix dabei 'raus. — Aber der Kiniglbauer, der Ruach, hat sich eingehackt bei ihm, und so muß er ihn mittragen die Reissen hinauf, dem Grat zu. „Wie ein Drud' hockt er mir auf, der . . . " Der Toni denkt sich was Saftiges, und dann muß er ein wenig verschnaufen. Um ihn ist's Nacht geworden, aber er kennt seine Steig, und sein Aug ist das dickste Dunkeln gewohnt. Er zieht die Luft ein, ringsum dampft's von Kraut- und Latschenduft. Bald wird's nebeln. Gut, wenn er zeitig in die Schärten kommt auf die Höh.

Da — was ist das? Aus der Nacht steht das leise Donnern von Steinschlag auf. Sind's Gams- oder Menschentritt? Da fällt ihm wieder der Kiniglbauer ein mit seiner dalketen Red. Schaut dem Loder schon gleich, daß er ihn in die hintere Oed hetzen tät und selber in die Schärten wildern gehet.

Wie er noch so steht, fangen die schwarzen Wänd vor ihm das Reden an. „Girgei — scht — wo bist . . .?" — „Halt's Maul . . ! — Moanst ebba, a g'schossner Bock springt von selm an Berg abi . . .?" — „Sakra — mir kemma ja in d'Wänd . . .!" Neuer Steinschlag fährt mit Gepolter dazwischen. Dem Toni lacht's Herz vor Freud, daß er endlich die zwei Hauptbazi beim Handwerk erwischt. Fest packt er den Stutzen mit beiden Fäusten, und während das Echo mit dem Steinschlag verrollt, trachtet er mit mächtigen Sätzen den Schärten zu. Dann hält das Echo den Atem an — der Jäger steht und horcht.

„Kinigl—daher— da hama's kommoder . . . !" „Höllteifi— jiatz is ma oa Büchs'n auskemma."— Es rasselt über die Wände hinunter und bleibt tief unten mit dumpfen Aufschlag liegen.

Jetzt ist's Zeit. Der Toni schreit „Halt! oder ich schieß!" Und das Echo hilft ihm: „Halt! oder ich schieß!" Aber dann ist's still — totenstill. „Kiniglbauer— Sappenwirt—druckt's net umanand!" Da knallt's und pfeift dem Toni haarscharf am Ohr vorbei. Er duckt sich und jetzt geht's los. Der Toni schießt hin und der andere her, und's Echo schnalzt dazu—grad lustig. Dem Toni aber steigt der Zorn auf wie ein Berg. Das könnt den Zweien passen, daß er seine guten Kugeln in den Nebel verschießt. Er springt bergan. Schwarz und zackig drohen die Schärten. Drüben wird's aber auch lebendig und kommt auf ihn zu. Er lacht schadenfroh: über die Wänd hinunter können sie nicht, bleibt nur der Grat auf die Gamsschärten hin, eine saubere Kletterei, wenn's nachtet und nebelreißen tut. Wartet nur, ihr Hundsfötter! — Der Toni vergönnt's ihnen. Kommt jetzt nur drauf an, wer zuerst am Gatterl ist—daß ihm die zwei nicht hinten übers Grieskar auskönnen. Schon wuchtet der Grat über ihm —langmächtig holt er aus, rumpelt um ein scharfes Felseck und —da steht er beim Gatterl, das weit in den dicken Nebel klafft, und von der andern Seite schnauft's auch schon aus dem Gestein heran.

„Sind schon da", freut sich der Toni und hat den Stutzen im Anschlag. Diesmal läßt er's zuerst pfeifen, damit sie gleich wissen, wie's dran sind. Da brüllt's auch schon auf, und mit wildem Rumor schreit's das Echo nach—und dann donnrt's und hagelt's die Wänd hinunter. Aber vor dem Toni wächst urplötzlich ein schwarzer Schatten aus dem Nebel und fällt ihn wie ein Schlagbaum an. Unter seinen Füßen bröckelt's weg. Er stemmt und spreizt sich, aber nichts will's nützen. Der ander liegt auf ihm wie ein Stier, druckt und druckt, daß um ihn der Fels zu brechen anfängt. Und dann kommt er ins Rutschen, ein Stoß und dahin geht's.

„Jagertoni, vergiß fei' net, daß d' mi anzeigst, wenn d' nacha unten ankimmst . . . !"—Und dann muß das Echo lachen, grad lachen, wird gar nimmer fertig damit.

Derweil saust der Toni wie ein Holzscheitel hinunter, den Nebel wirbelt's rundum—Latschenholz knackt. Da greift er—und dann hängt er, halb gegabelt wie ein zusammengerutschtes Heumandel, und der eine Haxen baumelt ins Leere. Er sucht ihm eine Stütze zu geben, aber da hebt ihm der andere zu rutschen an. Lieber ganz stad halten und zuwarten.

Der Latschenbaum, den er am Schopf hat, ächzt, und von oben bröselt nasses Erdreich über ihn hin. Wird ihn doch nicht fahren lassen, das Bergholz! Wohl nicht, aber ob er's lang halten kann, ist die andere Sach. Die Finger sind ihm klamm und filzig vom krampfigen Zupacken. G'spassig, daß er seine eigene Schwere so hart verspürt, wo ihn doch das Krummholz trägt. Wenn's Reserl wüßt, daß er da hängt wie ein Latschenzäpfling, der aufs Abfallen wartet! Und dann muß er an den stillen hl. Antonius denken im Lindenbaum, und wie's schon ist, entfahrt ihm ein Seufzer. Aber der kann ihm auch nicht helfen, denkt der Toni.

Ja, so denkt halt ein ungläubig's Mannsleut, und gut ist's schon, daß das Reserl im Beten so tüchtig ist und daß es der hl. Antonius im Lindenbaum gut

leiden kann. Dem ruckt's und zuckt's schon eine ganze Weile in seinem hölzernen Gebein, und schließlich hält er's nimmer aus. Er steigt herunter, und dann steht er an der Brücke, unter der die Ache leis gurgelnd hinhastet. Sein Heiligenschein hebt still und freundlich zu blinken an. Schon schreitet er dahin und läßt sein eigen Licht leuchten, daß die Waldtierlein ihre Freude dran haben. Ganz zutunlich sind sie, hoppeln, stelzen und kraxeln hinterdrein, und so zappelt bald eine absonderlich vierbeinige Prozession hinter dem heiligen Antonius her, den Berg hinauf. Wenn's net zwegen dem frommen Reserl wär', der Jägertoni könnt ihm gut hampeln an sein'm Latschenbaum. Ist schon ein Verlangen, nächstens einen in abgründige Berg nötigen. „Ja, mein Lieber, tu derweilen nur brav deine Sünden abbüßen, ist ein soviel nützer Zeitvertreib!"

Nach einer Weile hören die sanften Steiglein auf, und der Heilige muß das Gewand schürzen, daß er richtig ausschreiten kann. Und dann geht's uneben und scharf hinauf in die Wänd. Der hl. Antonius bleibt stehen und schaut. Sind dir das Steintrümmer, diese Berg, grad protzig lümmelt sich einer zum andern. Da möcht einem schier die Freud zum Weitersteigen vergehen!

„Wenn's Reserl net wär mit seiner Bitt, pfeilgrad kehret ich um!" denkt der Heilige. Dann fängt er das Kraxeln an. Schon ein heilloses Geschäft, wenn man eine solche Sach so gar nicht gewohnt ist. Harztröpflein muß er schwitzen, denn er ist ja aus Holz, und schließlich schafft er's mit den Beinen allein nicht mehr: er muß die Arme zu Hilf nehmen. Ein wenig verschnaufen schadet auch nicht. Da tragt ihm der Nachtwind den Seufzer vom Toni zu. „Ja, ja, ich komm schon—nur grad Zeit lassen! Die jungen Leut von heut haben's schon gar nimmer mit dem Warten . . . !" —

So wartet halt der Toni, bleibt ihm ja gar nichts anderes übrig. Der Nebel ist lang vergangen, und vom schwarzblauen Nachthimmel blinzeln ihm die Sterne neugierig an. Kalt ist's, er fühlt seine Hände nur noch als eisige Klumpen. Wird wohl nicht mehr gar lang dauern und er laßt den Latschenbaum fahren, und dann – kann's Reserl mit seiner Leich gehn! Schön ist's nicht, wenn man so was denken muß! Er stiert zum Gatterl hin—eine seltsame Lichten macht den Grat unheimlich schwarz. G'passig ist das, seit wann tut's dem Mond einfallen, im Westen Aufgang zu halten? Der Lichtbogen wird immer weiter und heller—der Toni vergißt für Sekunden, daß der Knochenmann schon nach ihm greift.

Dann hebt sich's über den Grat, ein dürftiges Gestaltlein in einer geschürzten Kutte. Und zu gleicher Zeit wird's hellicht um ihn weitum, und der Knöcherne fallt von ihm ab wie ein lediges Gewand. Der hl. Antonius aber sagt: „So, mein lieber Toni, da wär ich! Hab dich ein wengel wart'n lass'n, weil d' dir gar einen so hohen Berg ausg'sucht hast und ich's Flieg'n halt noch nicht kann!"

Dem Toni schnackelt's Herz schon wieder, wie er den Heiligen erkennt, und er meint: „Ein bißl uneben ist's halt da heroben . . !" —Dann sieht er mit einemal neben und hinter dem Heiligen allerlei Gehörntes hervorlugen.

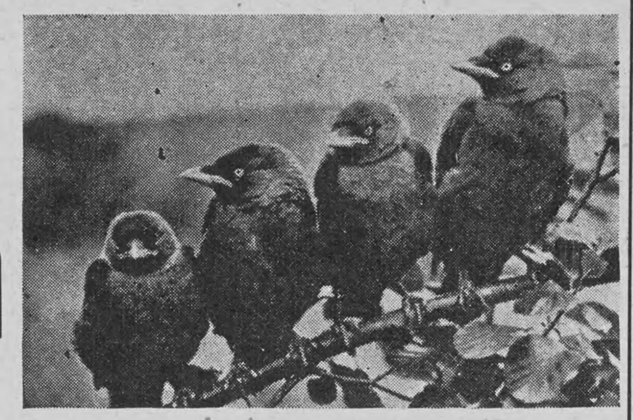
„Ja gelt, was ich für einen Hofstaat mitbring . . . !" sagt der hl. Antonius. „Haben auch wissen woll'n, die Tierlein, wo sich der Jagertoni aufg'hängt hat!" Hirsch und Gams strecken die Köpfe vor und ihre gelbgrünen Lichter funkeln auf ihn her. Sie drängen und schieben eins das andere, daß wieder Gestein und Erdreich das Rieseln anfangen. Alsdann meint der Toni: „Möchtest mir jetzt nicht vom Latschenbaum helfen, heiliger Antonius. . . .?"

„Ja so, hast recht, sonst tust mir zuletzt noch aus Fürwitz vom Stangerl fallen." Dann streckt er als dem weiten Aermel ein dürres Aermlein vor. „So, mein Lieber, jetzt greif zu!"

Der Toni lockert langsam den rechten Griff, denn die Finger tun noch nicht recht mit, sie sind wie taube Klötzeln. Aber das Hangen hat er auch satt und somit läßt er los und greift zu. Erst will ihn schwindeln—es ist ihm, als fasse er ins Leere. Aber dann schmiegt sich's ihm in die Faust, stramm und eisern. Da läßt er auch die Linke mittun—ho ruck, und noch einmal ho ruck! Und da hat's ihn, und er sitzt rittlings auf einem Felsbrocken und hat Boden unter den Füßen.

Des

Herrn Markus heilige Sorgen



vom Schriftleiter

Fortsetzung.

„Das ganze Jahr habe ich still geschwiegen, Herr Pfarrer", wandte sich die Margareta jetzt an den Erzpriester. „Das ganze Jahr sind mir die Schafe der schwarzen Luzia durch den Zaun in den Hof gekommen und haben mir alles vermistet. Jeden Tag konnte ich mit der Schaufel den Schafmist fortschaufeln. Ich habe der schwarze Luzia schon vorige Woche gesagt, ihre Schafe nicht durch den Zaun zu lassen. Ist das ein Christenmensch, Herr Pfarrer? Sagen Sie mir das einmal, ist das ein Christenmensch? Ausgelacht hat sie mich. Und angespuckt hat sie mich: Mach dir deinen Zaun in Ordnung, dann werden meine Schafe nicht in deinen Hof kommen. Heute wurde mir die Sache zu dumm. Ich habe eine Schaufel genommen und habe den ganzen Schafmist der schwarzen Luzia in den Hof geworfen. Das war meine Pflicht, Herr Pfarrer. Ich brauche ihren Mist nicht. Wie das die schwarze Luzia sieht, kommt sie mit einer großen Schaufel gelaufen und schaufelt und schmeißt mir den ganzen Mist wieder zurück in den Hof. Ich habe es noch einmal im Guten versucht, habe ihr den ganzen Mist wieder zurückgeworfen. Sie hat aber nicht nachgegeben und hat geschaufelt wie verrückt. Wirklich, Herr Pfarrer, Sie sind ein gerechter Mensch, das sehe ich, denn ich kenne sie: Wirklich, ich habe eine Schaufel Mist in ihren Hof geworfen, und sie

---

„Gelt's Gott", sagt der Toni und schnappt wie der Fisch, den der Angelhacken hat fahren lassen. Dann wird's ihm doch ein wenig zittrig um die Knie herum, und vor den Augen fangt's ihm das Nebeln an.

Der Heilige lacht über das verzagte Jagermandl. Mächtig weit reißt der Toni die Augen auf— aber da ist kein hl. Antonius mehr, und kein Licht als die Stern, die müd am Morgenhimmel glimmen.

Dem Toni wird's ganz se'tsam, kalt und warm zugleich. Er weiß nicht recht, hat er sich was träumen lassen — oder . . . Er schaut rücklings, wo er die Nacht gehangen ist: nein, alleinig kommt da eins nicht lebend herauf. Also doch . . . ja, wenn man so einen Helfer hat! Er tastet umher nach seiner Büchse und seinem Hütel. Ist auch nicht weit gefehlt, grad als hätt's ihm der Heilige hingerichtet. Und dann steht er beim Gatterl und der Morgen rötet den Grat, daß die Zacken wie ein wildes Feuer lodern. Der Toni hält's Hütel vor die Brust wie in der Kirche, und zu Mut ist ihm, als stünd der Herrgott vor ihm und schauet ihn lächelnd an.

Er hat nachher die zwei unrechten Gamsjager nicht anzeigen müssen. Sie haben sich selber gestellt, heißt das, vor die ewige Gerichtsbarkeit, und sie werden dort schon ihren Spruch gekriegt haben. Den Sappenwirt hat man mitsamt dem Bock unter der Schärtenwand zusammenklauben müssen und den Kiniglbauer im Grieskar.

Der hl. Antonius aber wohnt wieder im Lindenbaum, läßt sich von der Ache was schönes vororgeln und vom Reserl und dem Toni zwei dankbare Herzen zutragen.

brachte allemal zwei Schaufeln Mist in meinen Hof hinüber. Sie kennen das Weib nicht, Herr Pfarrer, lassen sie sich warnen. Mich hat sie ganz mit Mist überworfen. Darf ich mir das gefallen lassen? Nein, und hundertmal nein. Ich muß mich wehren, das darf jeder Christenmensch. Ich habe sie mit dem Schaufelstiehl vom Zaun fortgestoßen, nur um mich von ihr zu retten. Und was macht sie da, die Mörderin? Sie schlägt mir ihre Schaufel platt ins Gesicht. Da sehen Sie, schauen Sie auf mein Auge. Heute Mittag noch war es gerade so sauber wie das linke Auge hier. Jetzt habe ich den Beweis, daß die schwarze Luzia ein Satan ist, mitten im Gesicht habe ich den Beweis. Und mit diesem Beweise gehe ich zum Gericht."

Herr Markus hatte inzwischen alle böse Luft aus seinen Mund geblasen. Jetzt war er wieder der Hirte seiner Herde. Und da er immer ein gerechter Hirte war, fragte er:

„Margareta, wie kommen denn die Schafe der schwarzen Luzia durch Euren Zaun?"

„Durch das Loch, Herr Pfarrer. Die Schafe der schwarzen Luzia haben mir den Zaun kaputt gemacht. Wie kann sonst ein Zaun kaputt gehen? Er war noch ganz neu. Vor zwei Jahren erst haben wir ihn ausgebessert, ich und meine Kinder. Ich kann ihn noch nicht immer ausbessern? Das würde der Hexe so passen, wenn ich den Zaun jetzt wieder herrichten würde. Das tu ich aber nicht, denn Gerechtigkeit muß sein. Der Zaun ist mein, und ich kann tun, was ich will. Sie soll nur auf ihre Schafe aufpassen."

„Herr Pfarrer, die schwarze Luzia ist auch ganz blau geschlagen", sprach da plötzlich Jose, seinen Kopf vorsichtig in die offene Verandatür steckend, „ich habe sie gesehen."

„Draußen warten!", rief Herr Markus dem Vagabunden zu.

Jose's Kopf fuhr zurück.

„So", sprach Herr Markus wieder zur Margareta, „Euer Zaun hat also ein Loch, und Ihr habt es mit Absicht offen lassen?"

„Ich kann doch mit meinem Zaun machen, was ich will?", erboste Margareta sich, „was geht das die schwarze Luzia an? Die soll auf Ihre Schafe aufpassen."

„Margareta", sprach Herr Markus darauf grimmig, „das heißt den Zorn vom Zaune brechen. Solange ich hier bei euch in Fatima bin, macht Ihr und die schwarze Luzia Sorgen. Immer Streit und Prügelei. Schämt Ihr Euch nicht? Gerade jetzt, wo die heilige Jungfrau wieder kommen soll?"

Margareta stemmte ihre Fäuste wieder in die Hüften. So stand sie, und kam nicht zu Worte.

Von draußen, von der Stadt her, klang ein Lied durch den stillen Abend. Es war ein spanisches Marienlied, gesungen von zwei Männerstimmen und zwei Frauen. Weich, schmelzend, leise begleitet von Lauten und Kastagnetten, klang das Lied daher, die Sinne streichelnd und sich süß ins Herz hineinschmeichelnd. Selbst die kochende Margareta horchte auf. Die Leute da draußen sangen so innig, mit so viel Empfinden und mit so reinen Stimmen, wie der Herrgott sie nur ganz wenigen Menschen schenkt.

„Die Spanier sind da!", steckte da der Jose seinen Kopf wieder zur Verandatür hinein.

Da verfinsterte sich das Gesicht des Herrn Markus:

„Was wollen die hier?", wandte er sich an den Herrn Faustino, „die erwarten doch keinen Jahrmarkt? Und immer müssen sie ihre Tanzklappern gebrauchen. Selbst bei den frommsten Liedern."

Das Lied verstummte. Gleich darauf begann jedoch ein anderer Sang, laut, feurig, und dann wieder schmachtend weich.

Herr Markus schaute wieder zur Margareta zurück. Doch die war nicht mehr da. Man sah sie die Straße hinaufeilen, einige Schritte vor ihr mit langen Beinen der Jose dahin.

„Was wird es heute wohl noch geben?", seufzte Herr Markus auf. „Kommen Sie, Herr Faustino, wir wollen einmal hinausgehen. Ich muß die Leute, diese Spanier, sprechen. Die sind für den Dreizehnten hergekommen. Die wollen mir einen Jahrmarkt aus diesem heiligen Tage machen."

Herr Markus und Herr Faustino setzten sich ihre Hüte auf und gingen auf die Straße.

Unweit der Kirche, in der Mitte des kleinen Städtleins, standen drei mit Zelttuch gedeckte Wagen. Die Pferde waren ausgespannt. Vor den drei nebeneinanderstehenden Wanderwagen saßen ungefähr zwölf Leute, alte und junge Frauen, alte Männer und junge, schwarzhaarige Burschen mit scharfgeschnittenen Gesichtern. Rundherum um sie standen die Fatimaleute.

Vier Spanier, zwei Burschen und zwei Mädchen sangen. Zwei andere Mädchen drehten sich in wilden Wirbeln um sich herum, daß die weiten, vielfältigen Röcke nur so flogen. In ihren Händen

schwangen die Tänzerinnen Kastagnetten, Arm und Fuß waren mit silbernen Glöcklein umhängt, die im scharfen Takt des wohlgemessenen Tanztempos läuteten und schlugen. Die herumsitzenden älteren Spanier schlugen den Tanztakt mit den Händen, und alle Fatimaleute taten dasselbe. Der Jose schlug, als wolle er sich die Hände von den Armen brechen.

Als die Spanier die zwei Priester daherkommen sahen, brachen sie das laute Tanzstück ab. Sie waren aber kaum eine Minute still. Wer das neue Lied angegeben hatte, konnte Herr Markus nicht beobachten. Er sah nur, wie die Spanier alle plötzlich auf ihn und auf den Herrn Faustino zukamen, ganz sachte nur die Lauten und die Kastagnetten schlagend, und wiederum ein inniges Marienlied singend. Mit vielen und tiefen Verbeugungen traten sie auf die Priester zu, und je näher sie kamen, um so herzlicher sangen sie mit ihren wundersamen Stimmen. Nur eine Stimme klang da falsch, ja verdarb die ganze Schönheit des Gesanges. Und diese Stimme gehörte dem alten Jose, der sich den Spaniern angeschlossen hatte und singend und mit beiden Händen seinen langen Rosenkranz haltend die Priester mitbegrüßte.

Herr Markus konnte nicht sprechen. Er mußte warten, bis das Lied zuende war. Auch daraufhin mußte er noch warten, denn die Spanier begrüßten ihn mit unzähligen, in gebrochenem Portugiesisch gesprochenen Worten.

„Ihr könnt ruhig weiterziehen, es gibt hier keinen Jahrmarkt", belehrte Herr Markus sie streng.

Da trat ein alter Spanier an den Herrn Markus heran und sprach:

„Wir sind nicht zum Tanz und Spiel gekommen. Wir sind hier, um die heilige Gottesmutter zu begrüßen. Wohl sind wir eine Sängertruppe, die sich ihr tägliches Brot durch Singen verdient. Heute sind wir aber nicht hier, um Geschäfte zu machen. Wir wollen der heiligen Jungfrau unser Gebet und unser Singen darbringen. Lassen Sie uns hier, Herr Pfarrer."

Herr Markus schaute stumm auf den alten Mann. Da stieß ihn der Herr Faustino mit dem Ellbogen. Er flüsterte leise: „Die sind harmlos, Herr Markus. Lassen Sie sie hier."

Herr Markus räusperte sich:

„Gut, ihr könnt hierbleiben. Aber kein Getanze und kein Gespiele."

Mit diesen Worten kehrte er sich um und schritt zum Pfarrhaus zurück.

Die Spanier sangen ihm ein weiteres Lied nach.

Zu Hause angekommen, setzte er sich mit schwerem Seufzer in einen Korbstuhl.

„Es ist nicht leicht, Pfarrer von Fatima zu sein", knurrte er.

Herr Faustino lächelte: „Das glaube ich schon. Ich werde Ihnen aber etwas helfen. Wenn Sie nichts dagegen haben, bleibe ich bis nach dem Dreizehnten hier. Sie werden wohl einen Beichtknecht gebrauchen können?"

Herr Markus schaute mit breitem Lächeln auf. Dann erhob er sich:

„Gut, sehr gut, Herr Faustino. Wir wollen die Sache schon ordentlich anpacken. Wir werden sie gleich anpacken. Erst gehe ich in die Stadt, um der schwarzen Luzia und der Margareta ordentlich ins Gewissen zu reden. Dann muß der Jose her. Mit dem muß ich heute auch noch reden. Morgen und übermorgen haben wir dann die Beichten, und nachher sollte die heilige Jungfrau doch wohl zufrieden mit uns sein."

„Sie könnte wirklich auch einmal etwas für mich tun", fügte er nach einer Weile hinzu. Dann ging er. Herr Faustino blieb allein zurück.

Eine halbe Stunde später war er wieder zurück. Herr Faustino sah sofort, daß der Herr Markus sehr müde war, sehr müde und ziemlich verzagt.

„Den Weibern hilft kein Priester", sprach der Pfarrer von Fatima. „Wir sind ja wohl Priester, wir sind aber auch Männer. Wie kann ein Mann giftende Weiber meistern? Ich kann es nicht, Herr Faustino. Die hätten mich ja fast noch selbst zerrissen . ."

Jose stand in der Tür. Herr Markus hatte jedoch schon zu viel Aufregung. Wenigstens für diesen Abend. Deshalb sprach er nur ganz kurz:

„Morgen kommst du zur Beichte, Jose, damit du wieder im Stande der Gnade bist. Und daß du dir es merkst", wandte er sich mit scharfem Ruck dem zusammenfahrenden Vagabunden zu, „mit der Gnade Gottes spaßt man nicht. Wenn man im Stande der heiligmachenden Gnade ist, sündigt man nicht. Man trinkt nicht, man schlägt sich nicht mit anderen rum, man wirft keine Steine in Fensterscheiben, man hat überhaupt keine Rachsucht. Und den Büßerstrick da, den nimmst du sofort ab."

Jose schaute erschrocken auf seinen Pfarrer:

„Den Strick da soll ich abnehmen, Herr Pfarrer? Und den Rosenkranz auch?"

Herr Markus merkte, daß der Erzpriester fein

lächelte. Er rieb sich das Kinn, um nicht auch zu lächeln. Jose machte nämlich ein zu tragisches Gesicht.

„Heute nimmst Du den Strick ab, Jose. Und zwar sofort. Morgen, wenn Du gebeichtet und kommuniziert hast, kannst Du ihn Dir wieder anlegen. Daß Du ihm aber keine Schande machst", drohte Herr Maarkus noch.

Jose verneigte sich dreimal sehr tief. Dann schlich er davon.

„Der Bursche ist mir ein Rätsel", meinte Herr Markus, dem Vagabunden kopfschüttelnd nachschauend. „Läuft hinter mir her wie ein Hund, will gut sein und heilig, wie der heilige Franziskus, und, Sie haben ja selbst gesehen, Herr Faustino, wie wild er die Hände schlug und wie er den Takt stampfte, als die Spanier sangen."

„Der wird schon irgendwie in den Himmel rutschen", entgegnete Herr Faustino.

Am nächsten Tage hatten Herr Markus und Herr Faustino sehr viel zu tun. Bis vor dem Mittagessen war es noch nicht so schlimm. Ein paar Fatimaleute mit Jose an der Spitze gingen zur heiligen Beichte. Am frühen Nachmittage kamen aber bereits die ersten Pilger an. Sie waren alle von weither, arme und reiche Leute. Und alle wollten sie beichten. Wirklich, Herr Markus hatte nicht viel Zeit, über den unglückichen Herrn Manuel nachzudenken. Es reichte gerade, hier und da einmal ein Stoßgebetlein für ihn zu beten. Dafür gab Herr Markus aber allen seinen Beichtkindern ein Gebet „für die Bekehrung eines Gefährdeten" als Buße auf.

Bis zum späten Abend hörten die zwei Geistlichen abwechselnd Beichte. Am nächsten Tage, am 12. September, konnten sie nicht abwechselnd im Beichtstuhle sitzen. Den ganzen Tag lang saßen sie beide und hörten Beichte. Nur zu Mittag und zur Abendbrotzeit nahmen sie sich ein Stündlein frei. Dann ging es weiter, bis hinein in die späte Nacht.

Das war wirklich ein anstrengender Tag. Herr Markus war ziemlich nervös, als er mit Herrn Faustino kurz vor Mitternacht noch einen kleinen Imbiß einnahm.

„Das kann nicht so weiter gehen, Herr Faustino. Was soll das am 13. Oktober werden? Die erzbischöfliche Kanzlei muß einsehen, daß ich Hilfe für die vielen Beichten brauche. Von der Erscheinungen sollen wir nicht reden. Das ist schon schön und gut. Muß ich aber die vielen Beichtchinder forttreiben, die hierher kommen? In meinem Leben habe ich so etwaas noch nicht erlebt wie heute."

„Sie werden Hilfe brauchen, Herr Markus. Ich werde zusehen, daß Sie sie bekommen", versprach der Erzpriester Faustino.

Am nächsten Morgen, am 13. September, mußten Herr Markus und Herr Faustino früh aus den Betten. Um fünf Uhr morgens waren bereits Leute da, die zur Beichte gehen wollten. Die zwei Priester hatten kaum Zeit, die heilige Messe zu lesen. Herr Faustino las die erste Messe. Zum Beichtehören kam er jedoch nicht mehr. Es gab zu viel heilige Kommunionen auszuteilen. Herr Markus verwaltete inzwischen das heilige Bußsakrament tapfer mit viel Frömmigkeit weiter.

Um acht Uhr waren kaum noch Leute in der Kirche. Herr Markus enstieg mit schwerem Seufzer dem Beichtstuhl und schritt in die Sakristei.

„Das hätten wir geschafft", sprach er zu seinem Sakristan. Dann fragte er: „Wo ist denn der Herr Erzpriester?"

„Man hat ihn ins Pfarrhaus gerufen. Es sind Priester drüben, Herr Pfarrer."

„Priester? Wer denn", verwunderte Herr Markus sich. „Ist der hochwürdige Herr Manuel da?"

„Das weiß ich nicht. Ich habe fünf oder sechs Geistliche gesehen, Herr Pfarrer. Ob der Herr Manuel unter ihnen ist, habe ich nicht bemerkt", erwiderte der Sakristan, indem er dem Herrn Markus in die Meßgewänder half.

Herr Markus feierte das hochheilige Meßopfer. Er hatte nicht mehr viele heilige Kommunionen auszuteilen. Die erste Person, der er das hochheilige Gut reichte, war der Landstreicher Jose, der mit frischgeschorenem Kopfe, mit sauberen Füßen und mit ganz stramm um den Leib geschnürten Büßerstrick an der Kommunionbank kniete.

Nach der heilige Messe eilte Herr Markus ins Pfarrhaus hinüber und erschrak.

Dort waren der hochwürdige Prelat Johannes Quaresma, der Generalvikar der aufgehobenen Diözese Leira, der hochwürdige Prelat do Carmo Gois, der hochwürdige Prior des Klosters von Santa Catalina, der hochwürdige Herr Kaplan Pereira da Silva, und der hochwürdige Doktor der Theologie Nunes Formigao, Professor des Priesterseminars von Santaren, und mit ihm ein paar Seminaristen.

Der hochwürdige Doktor Formigao schritt lächelnd auf den erschrockenen Herrn Markus zu:

„Grüß Sie Gott, Herr Pfarrer. Sie haben wohl sehr viel Arbeit gehabt? Nächstes Mal sollen Sie Hilfe bekommen. Der hochwürdiste Herr Generalvikar von Lissabon hat mich beauftragt, heute hier zu sein und zu beobachten. Sie haben doch wohl nichts dagegen?"

„Nein, nein, wirklich nichts", stotterte Herr Markus.

Die Gegenwart der hohen Gäste hatte ihn vollständig eingeschüchtert.

„Zum Mittagessen dürfen wir wohl herkommen?", lächelte Prelat Quaresma der Pfarrer von Fatima an.

Herr Markus hatte nun seinen ersten Schrecken überwunden:

„Selbstverständlich kommen Sie alle zum Mittagessen. Viel wird ja nicht geben, meine Wirtschafterin ist nämlich nicht zu Hause zu halten. Die geht heute ins Irenental, selbst wenn der Kardinal ihr persönlich sagen würde, zu Hause zu bleiben."

Dann wandte er sich wieder an Doktor Formigao:

„Was haben Sie da vom hochwürdigsten Generalvikar gesagt?"

„Man möchte in Lissabon genau wissen, was sich hier heute abspielt. Ich soll beobachten und Bericht erstatten. Nicht über Sie, Herr Markus. Man weiß in Lissabon genau, daß Sie sich sehr vorbildlich benommen haben, obwohl es auch bekannt ist, daß Sie an die Wirklichkeit der Erscheinungen zu glauben scheinen. Aber, das ist ja Privatansicht. Sie haben bis jetzt keinen öffentlichen Gebrauch davon gemacht. Man ist mit Ihnen sehr zufrieden."

„Wenn nur die heilige Jungfrau mit mir zufrieden wäre", seufzte Herr Markus auf.

In der Stadt wurde es inzwischen immer stiller. Es war kaum neun Uhr morgens, und die Straßen waren fast wie ausgestorben.

„Wir werden auch bald gehen", sprach da Prälat do Carmo Gois. „Sie kommen doch mit uns, Herr Markus?"

Herr Markus schaute fragend auf Doktor Formigao.

„Ich bin noch niemals mitgegangen", meinte er vorsichtig.

„Heute kommen Sie aber mit uns", sprach Doktor Formigao. „Wir werden gemeinsam hinausfahren."

Herr Markus nahm einen kleinen Imbiß ein, und kurz nach zehn Uhr fuhren die Geistlichen in drei Kutschen zum Irenental hinaus. Es ging nur sehr langsam voran. Von Fatima bis hinaus zum Irenental war der Weg voller Pilger. Sie standen da, zu beiden Seiten des Weges, ja fast zwei Drittel des Weges selbst einnehmend. Die Kutsche konnte fast garnicht durchkommen.

„Die Leute warten auf die Kinder", sprach der Erzpriester mit halblauter Stimme. Tiefe Rührung klang aus ihrem Tone.

Bis ins Irenental hinein konnten die Priester nicht fahren. Sie ließen ihre Kutschen auf einem Seitenwege stehen und gingen zu Fuß weiter. Sie stiegen eine kleine Anhöhe empor, zu dessen Füßen das Irenental lag. Von der Anhöhe konnten Sie das Eichbäumchen vor sich liegen sehen.

„Du lieber Himmel, wieviel Menschen!", rief Prälat Quaresma aus, als er die das Irenental und alle herumliegende Hügel füllenden Menschen sah. Zwischen fünfundzwanzig und dreißig Tausend Pilger waren am 13. September 1917 nach Fatima gekommen. Ganz nahe am Eichbäumchen gewahrten die geistlichen Herren eine Gruppe von Priestseminaristen.

Jose stand inzwischen vor dem Hause des Franz und der Jacinta. Mit ihm waren viele fremde Leute, die unruhig murmelten.

Da sah Jose plötzlich eine große Gruppe anderer Pilger aufgeregt daherkommen. Sie beteten und riefen der Luzia, des Franzes und der Jacinta Namen. In ihrer Mitte waren Luzia, ihr Vater und ein paar Verwandte. Luzias Mutter folgte ganz hinten.

„Franz, Jacinta, die Luzia kommt!", brüllte Jose mit um den Mund gelegten Händen ins Haus hinein.

Franz und Jacinta kamen, gefolgt von ihren Eltern.

Franz blinkte in die helle Sonne, Jacinta schaute verschüchtert und ängstlich auf die vielen Menschen, die wild durcheinander schrien:

„Kinder, betet für mich! Betet für mein krankes Kind! Sagt der heiligen Gottesmutter, sie solle mir meinen Sohn zurückschicken!"

Eine Frau sprang auf Luzia zu, drückte ihr einen Brief in die Hand und rief:

„Kind, ich bitte dich um Gotteswillen, gib diesen Brief der heiligen Jungfrau!"

Sie preßte der Luzia das Brieflein in die Hand. Sie war aber noch nicht fort, da war bereits eine zweite Frau neben Luzia, die dem Kinde einen anderen Brief in die Hand drückte.

Fortsetzung folgt.

STUDENT BURSE

Einige unserer Leser fragten brieflich bei uns an: Hat der Marienbote immer noch die ‚Student Burse' — die Hilfssammelstelle für arme Missionspriesterstudenten? Ja, die ‚Student Burse' ist immer noch da. Wir sind noch ziemlich weit von den $6,000.00 entfernt, die wir für eine ewige Freistelle eines armen Studenten brauchen. Mit Gottes Hilfe und auf den vielen guten Willen unserer Leute vertrauend werden wir es aber doch schaffen. Die Kirche braucht Missionspriester, und da muß eben mit viel Geduld und viel Gottvertrauen gesammelt werden.

Es ist schön, so viel Geld hingeben zu können, daß daraus eine Kirche gebaut werden kann. Weit schöner ist jedoch, einem armen Studenten zum Priestertum zu helfen. Kirchen können leer stehen. Priester können jedoch überall predigen, segnen, lossprechen und das hochheiligste Opfer feiern, überall, auch unter freiem Himmel.

Wer hilft uns weiter, eine ewige Freistelle für einen armen Priesterstudenten aufzubauen?

Bis heute eingenommen:	$ 4,195.62
Johannes P. Brost, Cosine, Sask.	5.00
Joseph Brost, Cosine, Sask.	2.00
	$4,202.62

Bitte, sendet euere Gaben an:

St. Peter's Rectory

Cosine, Sask.

Der Marienbote ist die einzige deutsche Katholische Zeitschrift in Canada. Unterstützt ihn!

Auf dem gelben Namenszettel ist es angegeben, ob Sie den Marienboten bezahlt haben oder nicht. Sollte es nicht stimmen, schreiben Sie an the Marian Press, Box 249, Battleford, Sask.. Wenn auf dem Zettel nicht 49 oder 50 steht, dann sind Sie rückständig, und wir müssen annehmen, daß Sie den Marienboten nicht weiter wünschen.